

Feministische Geo-RundMail

Informationen rund um feministische Geographie

¹⁶¹
Nr. ~~88~~ / Januar 2022



© Tabea Latocha

Themenheft:
Feministisch-geographische Wohnforschung

Liebe Leser:innen,

Wir freuen uns sehr, dass diese Ausgabe zu feministisch-geographischer Wohnforschung fertiggestellt ist, und das vielfältige und wichtige Thema "Wohnen" nun auch im Archiv der Rundmail auftaucht! Im erneut von der Corona-Krise geprägten Winter 2021/22 haben wir, Elisa, Eva, Marlene und Tabea, uns intensiv mit Fragen zum Wohnen und dessen Bedeutung für Kapitalismus und Patriarchat auseinandergesetzt – zum einen in unseren jeweiligen Forschungsprojekten (dazu mehr unten) und zum anderen im Zuge des kollektiven Entstehungsprozesses dieser Ausgabe. Letzterer ist für uns ein stetiger Austausch gewesen, in welchem wir in wechselnden Konstellationen zusammengekommen sind um gemeinsam zu diskutieren. Dies fand alles komplett online statt und wir haben versucht, so offen wie möglich zu arbeiten. Dementsprechend verstehen wir unsere Rolle als Herausgeberinnen nicht als Gestalterinnen dieser Rundmail, sondern als Gremium für ein Ermöglichen von weiterem Austausch. Wir haben uns dabei bemüht, den Zugang möglichst niedrigschwellig zu halten. Es war uns wichtig, dabei sowohl auf unsere eigenen Ressourcen als auch auf die der Beitragenden zu achten: denn selfcare and rest are resistance! Daher haben wir z.B. bewusst auf die Vereinheitlichung von Zitationsweisen, Quellenverweisen oder gendersensibler Sprache verzichtet. Unsere redaktionelle Korrektur haben wir auf ein Minimum beschränkt und möchten darauf verweisen, dass die Inhalte nicht unsere persönlichen Meinungen und politischen Positionen widerspiegeln, sondern Produkt der Arbeit der jeweiligen Autorinnen sind.

Wir hoffen mit dieser Ausgabe eine Plattform für Diskussionen und einen Anstoß zu einer stetigen Auseinandersetzung mit und Kritik an Wohnen, Reproduktion und Krise zu geben!

Thematischer Einstieg: Wohnen als soziales Verhältnis

Wohnen scheint fast schon ein sozialwissenschaftliches Wunder zu sein; so vielfältig kann es theoretisiert und konzeptualisiert werden, in so verschiedenartigen Zusammenhängen und aus so unterschiedlichen Perspektiven kann es beleuchtet werden. Dabei schafften erst die Industrialisierung und die damit einhergehende „Verbürgerlichung von Gesellschaft“ (Beck 2021: 26)¹ die Grundlagen für heute im Globalen Norden vorherrschende Wohnformen. Aus funktional gemischten Häusern und

Höfen, in denen sich Lebensbereiche wie Arbeit, Wohnen, Sorge, Geburt, Krankheit oder Tod überlagerten, erwuchs die „getrennte Sphäre“ des Wohnens, die sich an der Norm der bürgerlichen Kleinfamilie orientiert. Dieser Beginn des (modernen) Wohnens markiert auch den Ausgangspunkt der Wohnforschung, wie wir sie heute kennen. Da das Wohnen fortan nicht mehr in größeren Versorgungsgemeinschaften stattfand, sondern sich auf das (bürgerliche) Konstrukt der Kleinfamilie bezog, war Wohnen nur „über Besitz oder lebensunterhaltsichernde Arbeit“ (Beck 2021: 27) gewährleistet. Aus diesem Umstand erwuchs eine Reihe sozialer Missstände, die – weil sich die grundsätzliche Logik der kapitalistischen Gesellschaftsordnung nicht verändert hat – bis heute die bestimmenden Themen in den Auseinandersetzungen mit und um Wohnen sind.

Wohnen ist also Ergebnis sozialer Machtstrukturen ebenso wie deren Vorbedingung, gleichzeitig aber auch Tätigkeit, Ort, Erfahrung und Ideal. Das Feld der Wohnforschung ist groß, und vor allem aus feministischen geographischen Perspektiven ist das Erkundungspotential bisher noch nicht ausgeschöpft. Für eine solche erscheinen uns einige Knotenpunkte in den aktuellen Diskussionen besonders relevant. Diese beziehen sich stark auf die Situation in Deutschland bzw. im Globalen Norden. Zu nennen sei hier beispielhaft erstens der Doppelcharakter von Wohnraum als Gebrauchswert und Tauschwert, der den Miet- oder Kaufpreis von Wohnimmobilien von den Bedürfnissen seiner Bewohner:innen entkoppelt. Menschen ohne Arbeit oder ohne Erlaubnis zu arbeiten sowie Menschen mit geringen oder unsicheren Einkommen sind von der Gunst des Wohlfahrtsstaates abhängig. Mit dem Abbau des Sozialstaates greifen dabei auch immer stärker sozialräumliche Verdrängungsmechanismen. Ebenfalls zentral ist zweitens die Konstruktion von Wohnen als (Nicht-)Ort von Arbeit, bei dem das Wohnen als Privates vom Öffentlichen abgegrenzt erscheint. Daraus ergeben sich Fragen der Sichtbarkeit, zum Beispiel von geleisteter entlohnter und unentlohnter Arbeit, von Machtverhältnissen und auch von Gewalt. Drittens wirkt das Wohnen in seiner neoliberalen und patriarchalen Einhegung als ein wesentlicher (Re)Produktionsort intersektionaler Diskriminierungen. Dies wird u.a. bei der Betrachtung von geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen von

¹ Beck, Sylvia (2021): Wohnen als sozialräumliche Praxis: zur subjektiven Bedeutung von gemeinschaftlichem Wohnen im Kontext sozialen Wandels. Wiesbaden: Springer.

Sorgearbeit in der Wohnung, von Wohnen im Alter oder mit Behinderung oder auch bei der Untersuchung von Wohnverhältnissen von Menschen, die außerhalb heteronormativer Beziehungsgeflechte leben, deutlich. Viertens ist der Wohnraum auch ein Ort des kollektiven Widerstands und der Ermächtigung. Marginalisierte Gruppen können sich hier einen Rückzugsort schaffen, der ein Überleben in einer feindlichen Welt erst möglich macht (hooks 1997)². Eine feministisch informierte Kritik und Theoretisierung des Wohnens erlaubt es, all diese sich überlagernden Prozesse und strukturellen Bedingungen, in denen Wohnen stattfindet und die in Wohnpraktiken (re)produziert werden, zusammenzudenken. Das macht eine feministisch-geographische Wohnforschung – gerade in Zeiten der Krise – so spannend und wichtig.

Beiträge in dieser Ausgabe

Im ersten Kapitel der Ausgabe stellen wir drei ganz unterschiedliche Schlaglichter auf Wohnen im Kapitalismus vor. Sicher nicht das erste, was den meisten bei "Wohnforschung" einfällt, und dennoch eine zentrale Tätigkeit im Wohnraum: Aufräumen. *Johanna Bastian* analysiert in ihrem Beitrag das Aufräumen als home-making practice aus der Perspektive des Neuen Materialismus. Spezifisch beschäftigt sie sich dabei mit Marie Kondos popkultureller Thematisierung von (Un)Ordnung und befragt diese im Hinblick auf Klassen- und Geschlechterverhältnisse. *Dominique Kauer* theoretisiert in ihrem Beitrag Alter(n) aus Perspektive des otherings und verknüpft dies geschickt mit einer Analyse des Altzentrums als Heterotopie. So macht sie deutlich, wie Alter(n) und Altzentren als Anderes der produktiven, leistungsstarken Gesellschaft konstruiert und alte Menschen damit von einer aktiven Partizipation ausgeschlossen werden. Entlang einer marxistischen Herangehensweise an Eigentumsfragen innerhalb kapitalistischer Produktionsprozesse beschäftigt sich *Kristina Heller* in ihrem Beitrag mit dem Verhältnis von Reproduktion und Wohneigentum. Wenn die Fabrik Produktionsmittel zur Verfügung stellt, stellt die Wohnung dann Reproduktionsmittel zur Verfügung? Diese und weitere Fragen erörtert Kristina theoretisch fundiert am Beispiel von aktuellen Mieter:innenprotesten.

Das zweite Kapitel nimmt marginalisierte Wohnformen in den Blick. *Nina Vischer* und *Kyra Schneider* stellen eine Wohnform von Frauen vor, die in Europa bereits seit über

900 Jahren existiert, aber wenig bekannt ist: die Beginenhöfe. In ihrem auf empirischer Forschung basierten Beitrag diskutieren sie insbesondere die Rolle der Kommunen aus der Perspektive der Beginen. Dabei nehmen sie sowohl die Kommunalpolitik als auch die Bevölkerung in den Blick. Welche Möglichkeitsräume werden geschaffen und welche Hindernisse? *Hanna Hilbrandt* stellt in ihrem Beitrag ihr kürzlich erschienenes Buch "Housing in the Margins" vor, in dem sie sich mit prekarisierten Wohnpraktiken und deren Governance in Berliner Kleingärten beschäftigt. Die empirische Untersuchung bereichert die bisher schmale Debatte prekären Wohnens in euro-amerikanischen Städten. Über die theoretische Verknüpfung von Informalität und Staatlichkeit werden dabei analytische Unterschiede in wissenschaftlichen Debatten des Globalen Südens und Nordens deutlich. Der Beitrag von *Elena Hernández* beleuchtet prekarisierte Wohnpraktiken am Beispiel gesellschaftlich marginalisierter Frauen in Portugal. In Lissabon hat sie in einer mehrjährigen action research mit Frauen geforscht, die leerstehende Sozialwohnungen besetzen. Sie analysiert, wie diese zu Räumen des Schutzes und der Selbstbestimmung werden, ohne dass die Frauen ihre Besetzungen als politisch verstehen.

Im dritten Kapitel steht die Frage im Vordergrund, wie methodisch und theoretisch zu Wohnen geforscht werden kann. Und was bedeutet dabei eine explizit feministische Herangehensweise? Einen methodischen Fokus hat der Bericht von *Marlene Hobbs* und *Eva Isselstein*, die gemeinsam einen Workshop zu emanzipatorischer Techniknutzung im Zuhause konzipiert haben. Darin haben sie Wohn-Technik-Kartierungen verwendet, die sie hier nun als Methode erläutern und zur Diskussion stellen: (Wie) können Kartierungen des Wohnraums in der Forschung sinnvoll eingesetzt werden? *Tabea Latocha* entwickelt in ihrem Beitrag eine materialistisch-feministische Lesart der Wohnungsfrage und erkundet, welche theoretisch-konzeptionellen Ansätze eine solche Perspektive für die kritische Wohnforschung bereithält. Am Beispiel der Geschäftspraxis des börsennotierten Wohnungskonzern Vonovia zeigt sie in ihrem Text den Zusammenhang zwischen Finanzialisierung, Wohnungsfragen und Reproduktionskrise auf und stellt anschließend ihr Dissertationsprojekt vor, das an dieser Schnittstelle ansetzt. *Anne Vogelpohl* argumentiert im abschließenden Beitrag eindringlich, warum feministische Perspektiven in der wachsenden Wohnforschung mehr Platz einnehmen sollten.

² hooks, bell (1997): Homeplace: A Site of Resistance. In Linda McDowell (Hg.): *Undoing Place? A Geographical Reader*. London: Arnold, 33–38.

Feministische Wohnforschung analysiert nicht nur das Wechselverhältnis von Intersektionalität und Wohnen, sondern betrachtet Wohnen multiperspektivisch als in verschiedene gesellschaftliche Verhältnisse eingebettet. Damit geraten Fragen und Facetten in den Blick, die sonst meist unbeachtet bleiben.

Die Beiträge der aktuellen Ausgabe werden von Fotografien aus unserer Praxis feministischen Wohnens und feministischer Wohnforschung gerahmt.

Lasst uns zusammentun!

Auf dem Weg zu einem emanzipatorischen Zusammenleben steht für uns die Frage im Mittelpunkt: Wie können wir – als Forscher:innen, Aktivist:innen, Planer:innen, Studierende – gemeinsam an Visionen und real existierenden Alternativen für queere, intersektionale, postmigrantische, kurz bunte feministische Räume in Stadt und Land arbeiten? Unsere These ist: Dazu braucht es inklusive, solidarische, explorative und radikal offene Herangehensweisen und ein Zusammenleben und -arbeiten, bei dem das Teilen von Reproduktionsaufgaben, das Entdecken von Nutzungspotentialen und das kollektive Ausloten und Ausprobieren von neuen Formen des Miteinanderseins und -wohnens im Mittelpunkt stehen. Zwei Punkte erscheinen uns dabei als besonders wichtig. Erstens, im Sinne eines Paradigmas der Fürsorge danach zu fragen: Wie können wir Sorgetragen als Gemeingut umsetzen? Zweitens, stets kritisch die bestehenden Verhältnisse sowie gängigen Normen des Wohnens und der Raumnutzung zu hinterfragen. Für das Entwerfen und Denken solidarischer,

inklusiver Städte und Wohn(t)räume braucht es auch radikal offene Methoden des Zusammenarbeitens: kollektives Nachdenken ohne Barrieren; angstfreier Austausch im digitalen wie analogen Raum, und experimentelle Aktionen ohne Zwang.

In eben diesem Sinne möchten wir euch alle einladen, euch mit uns zu vernetzen und in einen Austausch über Fragen rund um das Thema Wohnen zu treten. Habt ihr Lust, mit uns regelmäßig Texte und Theorien zu lesen, unsere jeweiligen Arbeiten und Projekte vorzustellen und neue Ideen und Formate des Austauschs zu entwerfen?

Meldet uns bei euch, schreibt uns an und lasst uns gemeinsam nachdenken, wie wir einen kollektiven Arbeitszusammenhang finden können, der zu uns passt und uns Spaß macht. Wir werden alle Ende April beim **Vernetzungstreffen des AK Feministische Geographien (28.-30.04.22) in Berlin** sein und würden uns freuen, wenn wir uns dort treffen!

Zu guter Letzt: Wir danken den Autorinnen für ihre spannenden und anregenden Beiträge. Und wir danken allen Feministischen Geograph:innen, die solche und andere Plattformen ermöglichen, ohne die wir uns als Herausgeberinnen vielleicht nicht kennengelernt hätten.

Viel Spaß beim Lesen!

Eure Elisa, Eva, Marlene und Tabea

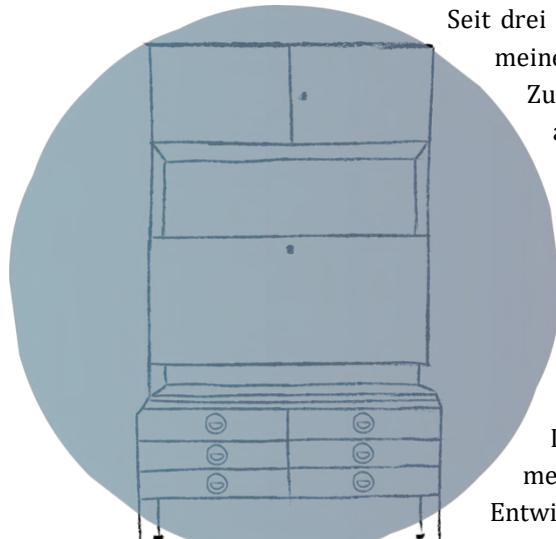
Die Herausgeberinnen stellen sich vor

In diesem Abschnitt möchten wir uns als Herausgeberinnen-Kollektiv vorstellen. Dazu haben wir unsere Forschungsschwerpunkte und Lieblingslektüren zum Themenschwerpunkt dieser Feministischen Geo-RundMail zusammengestellt. Tabea hat unsere Gedanken mit ein paar Haushaltsgegenständen, die wir uns jeweils ausgesucht haben, weil sie von besonderer Bedeutung für uns sind, illustriert. Im Text erfahrt ihr, warum.

Elisa Gerbsch (sie/ihr): elisa.gerbsch@mailbox.tu-dresden.de

Seit drei Jahren bin ich Stipendiatin der RLS und promoviere an der TU Dresden. In meiner Dissertation frage ich „Wie wohnt das Prekariat?“ und widme mich dem Zusammenhang zwischen Wohn- und Lohnarbeitsverhältnissen im Kontext aktueller gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse. Die Wechselwirkung prekärer Lohnarbeit und prekären Wohnens betrachte ich auf subjektiver, normativer und struktureller Ebene. Die verbindende Textur zwischen diesen Ebenen entsteht dabei aus meiner Sicht in und durch sozialräumlichen Alltagspraktiken. Meine methodische Herangehensweise schließt sich somit ebenfalls der These an, dass Strukturen mit dem Individuum verwoben sind, dass das Private politisch ist und gesellschaftliche Verhältnisse in und durch Wohnen hergestellt werden.

nach oder



Das jahrelange Engagement in der Mietenbewegung und nicht zuletzt auch mein biographischer Hintergrund haben meinen Fokus dabei vor allem auf die Entwicklungen in ostdeutschen Städten gerichtet. Diese machen meiner Meinung besonders deutlich, dass die Wohnungskrise in Städten wie Leipzig, Dresden, Erfurt Potsdam stark mit Fragen der Einkommenshöhe und -bedingungen, mit Möglichkeiten der Raumaneignung und mit Eigentum an (Re-)Produktionsmitteln verbunden ist. Im Anschluss an diese Beobachtungen frage ich mich, welche sozial-räumlichen Verdrängungen sich an dem doppelten Ausbeutungsverhältnis von Lohn und Miete aufspannen. Welche Praktiken des Arbeitens und Wohnens sind überhaupt prekarisiert? Wie übersetzt sich Wohnprekarität in das Lohnverhältnis und wie Lohnprekarität in das Wohnverhältnis? Meine „jüngste“ Frage brachte mich glücklicherweise zur aktuellen Ausgabe der Geo-RundMail: Wie kann Reproduktionsarbeit als unbezahlte Arbeit zwischen prekärem Wohnen und prekärer Lohnarbeit theoretisiert, methodisch erschlossen und empirisch untersucht werden?

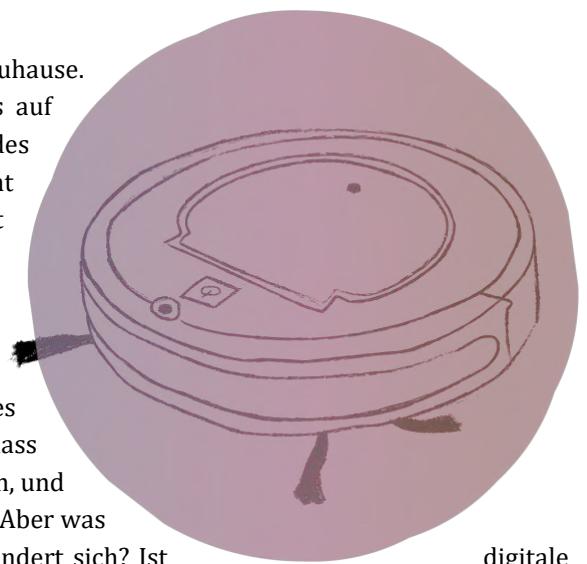
Einer meiner liebsten Wohngegenstände ist ein Schrank aus dem VEB Dresden-Hellerau. Mein Opa kaufte ihn in den 1960er Jahren als Teil seiner ersten Einrichtung und hütete ihn bis zum Tod wie seinen Augapfel. Seit letztem Jahr passe ich nun auf den Schrank auf und er verwahrt für mich im Gegenzug meine stolze Sammlung von Hobby- und Bastelkram.

Leseliste von Elisa:

- Federici, Silvia (2012): Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. 1. Aufl. Kitchen politics, Band 1. Münster: Ed. Assemblage.
- Hall, Sarah M. (2019): A very personal crisis: Family fragilities and everyday conjunctures within lived experiences of austerity. In: Transactions of the Institute of British Geographers 44, 3, S. 479–492.
- Mau, Steffen (2019): Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft. Erste Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Wacquant, Loïc (2018): Die Verdammten der Stadt. Eine vergleichende Soziologie fortgeschrittener Marginalität. 1. Auflage 2018. Interkulturelle Studien. Wiesbaden: Springer.

Eva Isselstein (sie/ihr): Eva.Isselstein@uni-bayreuth.de

In meiner Promotion beschäftige ich mich mit Technik(nutzung)en im Zuhause. Dahinter steht für mich die Frage, wie sich der digitale Kapitalismus auf alltägliches Zusammenleben auswirkt. Mich reizt der Blick ins Innere des Wohnraums, der immer noch oft als eine Einheit betrachtet und nicht näher untersucht wird. Auch in aktivistischen Auseinandersetzungen fällt mir immer wieder auf, wie wenig wir darüber diskutieren, wie wir uns unser Zuhause eigentlich abseits von Fragen nach bezahlbaren Mieten und anderen Eigentumsverhältnissen wünschen. Gleichzeitig bin ich immer wieder frustriert über oberflächliche (oder viel zu technisch-nerdige) Diskussion um "die Technik" sowie mein diesbezügliches Unwissen (und das Unwissen vieler anderer). Es ist offensichtlich, dass gegenwärtige Machtverhältnisse Einflüsse auf Technik(nutzung)en haben, und dass diese dann tendenziell die bestehenden Verhältnisse fortschreiben. Aber was bedeutet das? Was bedeutet das insbesondere für das Wohnen? Was ändert sich? Ist Technik überhaupt etwas grundlegend Neues, oder ist sie einfach Teil eines Prozesses der "Technisierung", der schon lange andauert? All diese Fragen münden für mich auch immer in einer Suche nach Alternativen: Wie könnte eine emanzipatorische Technik(nutzung) aussehen, was wäre ein feministisches Smart Home?



digitale

Ein Saugroboter ist bisher noch nicht bei mir eingezogen, und wird es voraussichtlich auch nicht so schnell tun. Ich hab ihn mir dennoch ausgesucht, weil er zu meinen Forschungsinteressen passt – und weil ich eben doch insgeheim darauf hoffe, eines Tages einen umweltfreundlichen Roboter zu haben, der mir wirklich Arbeit abnimmt ohne dabei Daten über mich zu sammeln.

Leseliste von Eva:

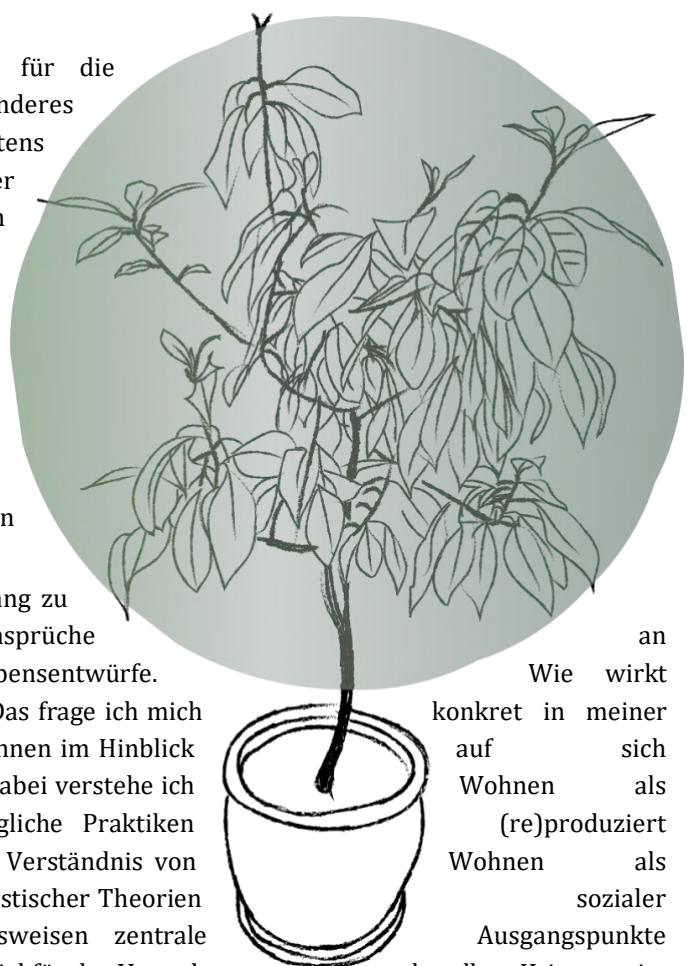
- hooks, bell (1997): Homeplace: A Site of Resistance. In Linda McDowell (Hg.): *Undoing Place? A Geographical Reader*. London: Arnold, 33–38.
- Massey, Doreen (1994): A place called home? In (ders.): *Space, Place, and Gender*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 157–173.
- Sadowski, Jathan (2020): Too smart. How digital capitalism is extracting data, controlling our lives, and taking over the world. Cambridge Massachusetts: MIT Press.
- Wajcman, Judy (1991): *Feminism confronts technology*. Cambridge: Pennsylvania State University Press.

Marlene Hobbs (sie/ihr): marlene.hobbs@uni-jena.de

Ich interessiere mich in meiner Forschung vor allem für die Zusammenhänge von Wohnen und Sorge. Dies ist mir ein besonderes Anliegen, da die Abwertung von Care und die – damit meistens einhergehende – Abwertung von Weiblichkeit einer der grundlegenden Pfeiler der aktuellen Krise sozialer Reproduktion darstellen. Care-Praktiken geraten gegenwärtig (wieder) als widerständige Strategien im Kampf für bessere Lebens- und Wohnbedingungen in den Blick (vgl. Zechner 2021). Das Verständnis von home-making als widerständig, das vor allem auf bell hooks Auseinandersetzungen mit Schwarzen, marginalisierten Wohnsiedlungen in den USA zurückgeht, hat mich dazu inspiriert, vom Wohnalltag und von Care-Praktiken ausgehend, Wohnen mitsamt seinen ökonomischen Bedingungen besser verstehen zu wollen (hooks 1991).

Während sich die Wohnbedingungen in Städten und der Zugang zu Wohnraum immer mehr zuspitzen, steigen gesellschaftliche Ansprüche privat organisierte Care-Tätigkeiten und individualisierte Lebensentwürfe. Wie wirkt sich dies auf alltägliche Care-Praktiken von Mieterinnen aus? Das frage ich mich in meiner Dissertation, in welcher ich mir Wohnbiographien von Mieterinnen im Hinblick auf wandelnde Wohnbedingungen und Care-Praktiken anschau. Dabei verstehe ich zentralen Ort sozialer Reproduktion, welcher durch alltägliche Praktiken wird. Meine theoretische Auseinandersetzung fußt auf einem Verständnis von Sorgeinfrastruktur vor dem Hintergrund feministisch-materialistischer Theorien von Reproduktion. Für mich sind feministische Herangehensweisen zentrale einer interdisziplinären Wohnforschung. Ihr großes Potential für das Verstehen zum Beispiel Eva Kuschinski in ihrem Vortrag „Feministische Kämpfe um die Wohnungsfrage“ (Kuschinski 2021). Ein weiteres, tolles Beispiel für eine feministische Herangehensweise an Wohnen, Wohnungsbau und Architektur mit einer Kritik an patriarchalen Normen ist für mich Elke Krasnys Aufruf, „Maßstäbe der Sorge [anzulegen], verstanden als Norm, als Beurteilung der Art und Weise, wie für die soziale Reproduktionsarbeit räumlich Sorge getragen wird.“ (Krasny 2021: 55) Ich habe Hoffnung, dass eine feministische Perspektive Wohnungsfragen interdisziplinär zusammenbringen kann, und wir daraus viel für aktuelle und zukünftige Krisen lernen können.

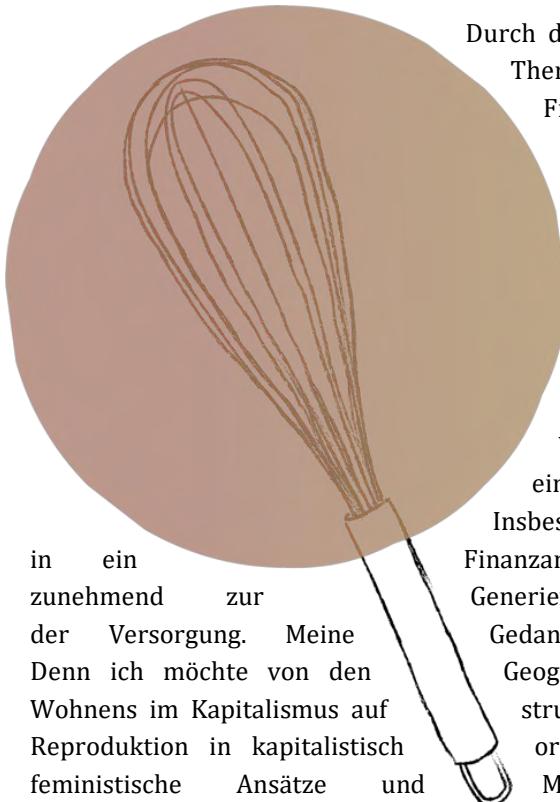
Meine 9 Jahre alte Avocado habe ich als Gegenstand ausgewählt, da sie mich stets beim Wohnen begleitet und ich schon oft mit ihr umgezogen bin.



Leseliste von Marlene:

- hooks, bell (1997): Homeplace: A Site of Resistance. In Linda McDowell (Hg.): Undoing Place? A Geographical Reader. London: Arnold, 33–38.
- Krasny, Elke (2021): Die Wohnfrage. Von den Maßstäben der Sorge. In: ARCH+ 244, 52-55.
- Kuschinski, Eva (2021): Feministische Kämpfe um die Wohnungsfrage. Vortrag bei Kantine de Pizan, 27.08.2021. Abrufbar unter: https://www.youtube.com/watch?v=FXj2XXNRI_c (accessed 24.01.2022).
- Zechner, Manuela (2021): To Care as we Would Like to: Socio-ecological crisis and our impasse of care. In: Gropius Bau Journal 2021. Abrufbar unter: <https://www.berlinerfestspiele.de/en/gropiusbau/programm/journal/2021/manuela-zechner-to-care-as-we-would-like-to.html> (accessed 24.01.2022).

Tabea Latocha (sie/ihr): t.latocha@em.uni-frankfurt.de



in ein zunehmend zur der Versorgung. Meine Denn ich möchte von den Wohnens im Kapitalismus auf Reproduktion in kapitalistisch feministische Ansätze und Prozesse miteinander in Beziehung setzen. In dieser Geo-RundMail stelle ich mein Projekt vor und hoffe, damit einen Austausch über materialistisch-feministische Lesarten der Wohnungsfrage anzustoßen.

Durch die Verknüpfung meiner wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Wohnen, Recht auf Stadt Aktivismus und politischer Bildungsarbeit in Frankfurt am Main habe ich gelernt, dass die Neoliberalisierung von Stadtentwicklungs-, Wohnungs- und Sozialpolitik unmittelbare Relevanz im Alltag von Menschen hat. Diese Mikrobene gelebter Erfahrungen und verkörperter Widersprüche fesselt mich, denn sie offenbart: das Private ist Politisch - ein zentrales Anliegen feministischer Kritiken! In meinem Dissertationsprojekt am Institut für Humangeographie der Goethe Universität setze ich mich deshalb aus kritisch feministischer Perspektive mit sozialen Wohnsiedlungen in Frankfurt am Main auseinander. In meiner Forschung beschäftigt mich die Frage, welche Folgen die Vermarktlichung von Wohnraum für Mieter*innen und Mieter hat und wie einkommensschwache Haushalte diese Veränderungen in ihrem Alltag erleben. Insbesondere durch die Finanzialisierung, also die Umwandlung von Wohnungen Finanzanlageprodukt, haben diese Fragen an Relevanz gewonnen, da Wohnraum Generierung von Profiten genutzt wird – auf Kosten seines Gebrauchswertes als Ort Gedanken kreisen dabei ganz zentral um den Begriff der sozialen Reproduktion. Geographien des Wohnalltags ausgehend die Widersprüchlichkeiten des struktureller Ebene verstehen. Um die Mikro- und Makroebene sozialer organisierten Gesellschaften zusammenzudenken, eignen sich materialistisch-Methoden besonders gut, da sie verkörperte Handlungen und politische

Ich habe mir den Schneebesen als Haushaltsgegenstand ausgesucht, weil ich leidenschaftlich gerne Koche. Stundenlang, am liebsten jeden Tag. Bis ich mein Abitur abgeschlossen hatte, war ich mir sicher, ich würde Köchin werden, am liebsten Patissière. Nun ist es eher ein Hobby. Vielleicht ist das auch besser so.

Leseliste Tabea

- Hall, S.M., 2020. Revisiting geographies of social reproduction: Everyday life, the endotic, and the infra-ordinary. *Area* 52, 812–819. <https://doi.org/10.1111/area.12646>
- Power, E.R., Mee, K.J., 2020. Housing: an infrastructure of care. *Housing Studies* 35, 484–505. <https://doi.org/10.1080/02673037.2019.1612038>
- Soederberg, S., 2021. *Urban Displacements; Governing Surplus and Survival in Global Capitalism*. Routledge, New York.
- Vogel, L., 2019. Wiedergelesen: Hausarbeit neu gedacht. *Zeitschrift LuXemburg*. URL <https://www.zeitschrift-luxemburg.de/wiedergelesen-hausarbeit-neu-gedacht/> (accessed 11.11.21).



© Tabea Latocha



© Tabea Latocha

Themenschwerpunkt Feministisch-geographische Wohnforschung

Die Herausgeberinnen stellen sich vor 5

Schlaglichter: Wohnen im Kapitalismus 11

Does It Spark Joy? – Die home-making practice des Aufräumens im Kontext von Klasse und Gender <i>Johanna Bastian</i>	11
„Ich fühle mich nicht alt!“ Othering von Alter(n) und dessen Übertragung auf die Heterotopie Altenheim <i>Dominique Kauer</i>	16
Die Wohneigentumsfrage. Wohneigentum als Privateigentum an Reproduktionsmitteln <i>Kristina Heller</i>	21

Marginalisiertes Wohnen 28

Beginenhof zwischen stereotyper Zuschreibung und „Türöffner“ für weitere Wohnprojekte. Ein Fallbeispiel. <i>Nina Vischer und Kyra Schneider</i>	28
Housing in the Margins <i>Hanna Hilbrandt</i>	31
Need-based squatting in Lisbon, Portugal: homemaking between last resort and self-determination <i>Elena Hernández</i>	33

Doing Wohnforschung 39

Im Wohnraum forschen? Erfahrungen mit Wohn-Technik-Kartierungen <i>Marlene Hobbs und Eva Isselstein</i>	39
Krisenhaftes Wohnen aus Perspektive der Feministischen Politischen Ökonomie verstehen <i>Tabea Latocha</i>	42
Wohnen als Brennglas auf intersektionale Ungleichheiten und was sonst noch möglich ist: Feministisch-geographische Wohnforschung ist multiperspektivisch. <i>Anne Vogelpohl</i>	51

Nachrichten und Neuigkeiten 55

Tagungen & Veranstaltungen	56
Nächste Feministische Geo-RundMail: Ausblick und Aufruf	57
Impressum	58

Schlaglichter: Wohnen im Kapitalismus

Does It Spark Joy? – Die home-making practice des Aufräumens im Kontext von Klasse und Gender

Johanna Bastian (Bonn | 

Zu dem Thema des Beitrages ist Johanna Bastian durch ein Seminar in ihrem ersten Master-Semester gekommen. Aktuell arbeitet sie immer noch zu Alltagspraktiken und verbindet ihr Interesse für Kochen und Essen mit translokalen und affektiven Geographien in ihrer Masterarbeit mit dem Thema "Translokale Räume am Beispiel von Lebensmittelsondern zwischen Tunesien und Deutschland".

Aufräumen zwischen Alltag und Popkultur

Gleich vorweg: Ich bin eine ordnungsliebende Person. Eigentlich räume ich ständig auf. Routiniert ausgeführte Handgriffe, sobald mir Gegenstände an Orten begegnen, an die sie (meiner Meinung nach) nicht hingehören. Vielleicht kann ich mich deswegen so gut mit Marie Kondos Einstellung zu Ordnung und Unordnung¹ identifizieren. „I love mess!“,² deklariert sie fröhlich beim Anblick einer chaotischen Wohnung. Denn das Tolle an dieser Unordnung ist der Kondo'schen Logik zufolge: Es liegt in unserer Macht, Ordnung wiederherzustellen! In Ihrem Ratgeber „Magic Cleaning“ (2013) erklärt sie, wie wir dabei mit der von ihr erfundenen KonMari-Methode am besten vorgehen: Zunächst sollen wir uns mit der Frage „Does it spark joy?“ jedem Gegenstand einzeln zuwenden und nur solche behalten, die ein Glücksgefühl in uns auslösen (ebd.: 55f.). Die verbleibenden Dinge werden dann in Kategorien eingeteilt und kommen an einen festen Platz, um eine dauerhafte Ordnung zu garantieren (ebd.: 149). Mit Büchern und Netflix-Serien, einer Manga-Ausgabe ihres Buches „The Life-Changing Magic of Tidying Up“ (2011) und einer eigenen Einrichtungslinie hat Marie Kondo der alltäglichen Praxis des Aufräumens zu einem popkulturellen Interesse verholfen (Ouellette 2019: 4f.). So banal kann Aufräumen also gar nicht sein, oder?

Aus kulturgeographischer Perspektive ist interessant, wie durch die Praktik des Aufräumens der private Raum als

Mikro-Ebene gleichermaßen von gesellschaftlichen Machtstrukturen beeinflusst wird und diese reproduziert. Schau ich mir ein paar Folgen der Serie ‚Tidying up with Marie Kondo‘ an, wechseln sich in meinem Kopf verschiedenen Stimmen ab: Einerseits hat es etwas zutiefst Befriedigendes, wie Kondo Ordnung in die Wohnräume und das Leben ihrer Teilnehmer*innen bringt. Andererseits: Warum möchte ich überhaupt anderen Menschen beim Aufräumen zusehen? Wer räumt da auf und warum? Und warum sollen alltägliche Gegenstände einen Freudenfunken in mir auslösen?

„[Take] the domain of the everyday as a serious arena for enquiry and research“ (Shove 2008: 160). Um Antworten auf mein initiales Unbehagen zu bekommen, knüpfe ich an diese Forderung aus der feministischen Geographie an und verbinde sie mit Diskursen zu den Geographien des Wohnens (Domosh 1998: 276). Am Beispiel von Aufräumen als home-making practice beschäftige ich mich anhand folgender Fragestellungen mit der materiellen Kultur in unserem Zuhause: Wie lässt sich die (Un)Ordnung, die Dinge in unserem Alltag hervorrufen können, vor dem theoretischen Hintergrund des Neuen Materialismus einordnen? Und inwiefern stellt die alltägliche Praxis des Aufräumens eine Ausprägung der subtilen Machtstrukturen von Klasse und Gender im privaten Raum des Wohnens dar? Ich möchte im Folgenden erörtern, weshalb unsere Wahrnehmung von – und unser Umgang mit – (Un)Ordnung keineswegs rein private Herausforderungen sind und in ihrer popkulturellen Einbettung gesellschaftliche Machtstrukturen reproduzieren.

Zuhause machen - Die Bedeutung von Aufräumen für alltägliches home-making

Wenn ich von „dem Zuhause“³ spreche, suggeriert das eine Gleichförmlichkeit, die es so gar nicht gibt. Vielmehr handelt es sich um ein vielschichtiges Konstrukt, geprägt durch kulturelle und soziale Kontexte (vgl. Blunt & Dowling 2006: 21f., Lloyd & Vasta 2017: 1f.). Das Zuhause ist als imaginierter wie materieller Ort stark durch gesellschaftliche Vorstellungen, beispielsweise von

¹ Die Idee von Ordnung, die hier vertreten wird, sowie die Implikationen für die home-making practice des Aufräumens, die sich daraus ergeben, beruhen zu großen Teilen auf der Häuslichkeit der Mittel- und Oberklasse des Globalen Nordens. Zuhause und zentrale Aspekte von Wohnen, wie beispielsweise die Vorstellung von Ordnung, sind dabei immer Ausdruck von sozialen und kulturellen Normen (vgl. Mallet 2004).

² Trailer zu: Berman & Kondo (2019): Tidying Up With Mari Kondo, online unter: <https://www.netflix.com/title/80209379> (zuletzt aufgerufen am 05.12.2021)

³ Die im anglo-amerikanischen Sprachgebrauch geläufige Bezeichnung *home* verwende ich in der deutschen Übersetzung als Zuhause und beziehe mich damit auf einige, aber nicht alle möglichen Ausprägungen dieses Begriffes (vgl. dazu Blunt & Dowling 2006: 22ff.).

Gemütlichkeit oder Geborgenheit, geprägt. Sie spiegeln sich unter anderem im Ideal des Zuhauses als Lebensmittelpunkt der heteronormativen Kleinfamilie wider, das vor allem auf dominanten Lebensentwürfen des Globalen Nordens⁴ basiert (Podkalicka et al. 2018: 57). Gleichzeitig ist das Zuhause für viele Menschen auch ein Ort der Arbeit, der Machtausübung und Gewalterfahrungen (ebd.: 15). Die subjektive Bedeutung, die wir unserem Zuhause zuschreiben, entsteht in diesem Spannungsverhältnis von Idealvorstellungen und Realitäten (Mallet 2004: 70). Um den Begriff „Zuhause“ mit Blick auf meine Fragestellungen sinnvoll einzugrenzen, beziehe ich mich im Folgenden auf Wohnungen (unabhängig von ihrer Größe) oder Häuser, die einen Bezugs- und Lebensmittelpunkt für ihre Bewohner*innen darstellen und einen Ort der Aufbewahrung für ihren materiellen wie emotionalen Besitz bieten. Wie füllt sich nun dieser architektonische Container Wohnung/Haus mit den vielfältigen Bedeutungen von Zuhause?

Eigene Ansprüche an das Wohnumfeld und gesellschaftliche Idealvorstellungen manifestieren sich gleichermaßen in *home-making practices*; Praktiken, durch die das eigene Zuhause aktiv gestaltet wird (Blunt & Dowling 2006: 89). In ihrer routinierten Ausführung werden diese Handlungen Bestandteil unseres Zuhauses, formen es beständig neu und tragen zu seinem und unserem Erhalt bei (ebd.: 23, Podkalicka et al. 2018: 53). Indem wir unsere Umgebung mit materiellen Bedeutungsträgern und Handlungen füllen, die unserer Identität Ausdruck verleihen sollen, schreiben wir ihr Bedeutung zu und verorten uns in ihr (Robert 2019: 100, Lloyd & Vasta 2017: 3). Daraus folgere ich, dass *home-making practices* das Potenzial haben Idealvorstellungen von Zuhause aufrechtzuerhalten oder aber subversiv in Frage zu stellen. Aufräumen ist eine dieser Praktiken: Indem wir ordnen und aussortieren, eignen wir uns unser Zuhause an, versichern uns unserer Identität und gestalten beides aktiv (Gormon-Murray 2008: 523). Aufräumen dient so wortwörtlich dem „Zuhause-machen“, im materiellen wie immateriellen Sinn.

Does it spark joy? - Aufräumen im Kontext des Neuen Materialismus

Marie Kondo als eine Vertreterin des Neuen Materialismus zu beschreiben, führt vielleicht ein bisschen weit. Ihr Motto „Does it spark joy?“ deutet aber darauf hin, dass Gegenstände des täglichen Gebrauchs nicht einfach nur

nützlich sein müssen. Für Kondo sollen sie ein Gefühl der Freude hervorrufen (Kondo 2013: 56). Dingen wird also, ganz im Sinne des Neuen Materialismus, eine inhärente Handlungsmacht zugesprochen, die sich auch auf unser menschliches Wohlbefinden auswirken kann (Bennett 2010: viii). Unsere materielle Umwelt wird nicht mehr nur als Objekt von Forschung begriffen, sondern mit Konzepten wie Affekt und Belebtheit (eng. *animation*) untersucht (Cook & Tolia-Kelly 2010: 121). Das Zusammenspiel von menschlichen und nicht-menschlichen Akteur*innen und ihrer jeweiligen Handlungsmacht (engl. *agency*) eröffnen so neue Perspektiven auf alltägliche Praktiken (Bennett 2010: xvii, Roberts 2012: 2517).

Praktisch heißt das: Indem ich in meiner Wohnung eine häusliche Ordnung der Dinge schaffe, übe ich einerseits Handlungsmacht über den mich umgebenden Raum aus. Meine Bücher sind so sortiert, wie ich es mir vorstelle und die Logik meiner Sockenschublade ist von mir erdacht. Aufräumen dient über das Entrümpeln und Kategorisieren hinaus auch dazu, die eigene Welt und Weltsicht zu ordnen. Die von uns mühsam geschaffene Ordnung ist aber nicht von Dauer (Cwerner & Metcalfe 2003: 229) und so fällt die *home-making practice* des Aufräumens immer wieder aufs Neue an. Hier wird andererseits auch die Handlungsmacht von Dingen deutlich. Die Objekte, mit denen wir uns umgeben, um ein bestimmtes Bild von uns zu zeichnen, haben zugleich die Kapazität, unsere Selbstwahrnehmung zu stören: Bei jedem Blick in meinen Schrank bleibe ich an Kleidungsstücken hängen, die nicht länger zu meinem Stil passen und die altmodischen Suppenteller meiner Oma waren schon oft auf dem Weg in Richtung der „Zu verschenken“-Kiste. Indem wir Aufräumen, Aussortieren und Neuanordnen, versuchen wir die unterschiedlichen Versionen unserer Selbst in Einklang zu bringen (Gregson et al. 2007: 688). Manchmal scheitern wir aber angesichts der Flut an Dingen, mit denen wir uns umgeben (Horton & Kraft 2012: 40). Eine mögliche Konsequenz ist, dass Auräumaktionen pausiert oder ganz abgebrochen werden, einfach alles in einen Schrank gestopft und die Tür zugeschlagen wird. Gewissermaßen handelt es sich dabei um ein widerwilliges Eingeständnis der Machtlosigkeit, die wir uns als Menschen gegenüber verdinglichter Materialität und den Emotionen, die sie in uns auslösen kann, sonst selten zugestehen.

Marie Kondo möchte uns aber in die Lage versetzen, uns der Auseinandersetzung mit der kleinteiligen Materie in

⁴ Den Begriff Globaler Norden (sowie auch Globaler Süden) begreife ich als ein sozial konstruiertes und relationales Konzept. Auch diese Bezeichnung bleibt eingebettet in globale Machtstrukturen und fasst heterogene Erfahrungen vereinfachend

unserem Zuhause zu stellen. Klappt es mit dem Aufräumen und Ordnunghalten nicht so recht, „hapert es entweder an unserem Verhalten oder an unserer Einstellung“ (Kondo 2013: 14). Es liegt also laut Kondo in unserer individuellen Verantwortung, ob wir unsere Handlungsmacht über die Dinge in unserem Zuhause wirksam geltend machen. Dabei sind in diesem Anspruch und dem Vorgehen der KonMari-Methode implizite Vorstellungen enthalten, wer welche Art von Zuhause wie erschaffen und aufrechterhalten soll/kann. Im Folgenden werde ich diese entlang der Kategorien von Klasse und Geschlecht nachzeichnen.

Klasse - Ordnung muss sein

Kommt man der beständigen Notwendigkeit des Aufräumens nicht nach, entsteht das Gegenteil von Ordnung, die Unordnung. In gesellschaftlichen Diskursen ist Unordnung häufig mit einem Stigma verbunden. Das Ordnen der eigenen Umgebung wird implizit mit der daraus vermeintlich resultierenden Kontrolle über das eigene Leben in Verbindung gebracht. Unordnung wird so zu einem persönlichen Problem stilisiert, das durch sorgfältiges Aufräumen und systematische Aufbewahrung überkommen werden könnte (Cwerner & Metcalfe 2003: 230). Gerade über popkulturelle Darstellungen von Aufräumen entwickeln sich dominante und moralisierende Vorstellungen dieser Praktik und der daraus resultierenden Ästhetik eines geordneten, geschmackvollen Zuhause (Podkalicka et al. 2018: 55). Unordnung wird hingegen schnell mit sozio-ökonomisch schlechter gestellten Haushalten in Verbindung gebracht, denen beispielsweise schlechter Geschmack in der Form von Überfluss an (den falschen) Dingen oder gar eine Problematik des zwanghaften Ansammelns von Dingen unterstellt wird (Kilroy-Marac 2018: 26). Als Konsequenz wird Aufräumen normativ aufgeladen und zu einer Form von Selbst-Optimierung und Disziplinierung der Subjekte, die sich auf das räumliche Zuhause und seine Bewohner*innen gleichermaßen bezieht (Cwerner & Metcalfe 2003: 233). Diese Darstellung lässt auch die unterschiedlichen Voraussetzungen und Möglichkeiten ärmerer Haushalte⁵ außer Acht. So haben diese häufig weniger Wohnraum zur Verfügung (Statistisches Bundesamt 2019). Auch freie Zeit ist unter Umständen knapper, da beispielsweise Lohnarbeit einen großen Teil des Tages in Anspruch nimmt (Chatzitheochari & Arber 2012: 461). Das kann dazu führen,

dass schlicht mehr Dinge auf kleinerem Raum untergebracht werden müssen und generell weniger Zeit für Tätigkeiten wie Aufräumen und Ordnen bleibt.

In Kondos Ratgeber „Magic Cleaning“ wird Aufräumen hingegen als einfache, geradezu „magische“ Lösung für die Unordnung in unserem Zuhause und unserem Leben beschrieben. Dabei ist die *home-making practice* des Aufräumens, wie Marie Kondo sie vorschlägt, keineswegs für alle zugänglich: So werden beispielsweise in Kondos Netflix-Serie zwar auf den ersten Blick eine Vielzahl verschiedener Haushalte besucht (Archer 2019). Es handelt sich jedoch immer um Familien in Mietwohnungen oder Wohneigentum, die sich, zumindest aus dem Kontext der jeweiligen Folgen heraus, als Mittelklasse charakterisieren lassen. Zwar legt die Serie so offen, dass auch diese Haushalte ein Problem mit Unordnung haben können. Indem Marie Kondo gemeinsam mit den Bewohner*innen aussortiert und aufräumt, wird das Ideal des ordentlichen Mittelklasse-Haushaltes aber medial wirksam wiederhergestellt und manifestiert.

Der Fokus auf das Aussortieren, dem ersten Schritt der KonMari-Methode, setzt zudem einen ausreichend großen, materiellen Besitz voraus (Khamis 2019: 521). Dieser soll zwar zunächst verkleinert werden, in diesem Prozess wird aber gleichzeitig suggeriert, dass so Platz für neue Dinge geschaffen wird, die der Frage „Does it spark joy?“ standhalten. Dafür muss wiederum das nötige finanzielle Kapital vorhanden sein (Ouellette 2019: 7). Hier lohnt ein Blick auf Marie Kondos eigene Einrichtungslinie: Nicht nur sind die beworbenen Gegenstände hochpreisig, sie bedienen außerdem eine minimalistische Ästhetik, die Platz, freie Flächen und Licht voraussetzt.⁶ Minimalismus mag für einige Menschen eine primär ästhetische Entscheidung sein. Für viele andere resultiert ein minimalistischer Lebensstil aber aus einem notwendigen Zwang zu Sparsamkeit oder ist aufgrund beengter Wohnverhältnisse schlicht unerreichbar (Atanasova & Eckhardt 2021: 497). Zwar distanziert sich Kondo einerseits von Minimalismus als Einrichtungs- und Lebensstil.⁷ Andererseits werden ihre Produkte mit klaren Linien, hellen Farben und Schlagworten wie „Ruhe“ (eng. *calm*) oder „Klarheit“ (eng. *clarity*) beworben. So wird an Minimalismus als Lifestyle angeknüpft und es werden neue Konsumbedürfnisse geschaffen (Khamis 2019: 515).

Im zweiten Schritt der KonMari-Methode wird den verbleibenden Gegenständen ein fester Platz zugewiesen,

⁵ Im Sinne von Haushalten mit wenig ökonomischen und kulturellem Kapital (vgl. Kuhlmann 2018).

⁶ KonMari Online Shop, online unter: <https://shop.konmari.com/collections/decorative-accents> (zuletzt aufgerufen am 24.11.2021)

⁷ Kondo, Marie (o.D.): KonMari Is Not Minimalism, online unter: <https://konmari.com/konmari-is-not-minimalism/> (zuletzt aufgerufen am 05.12.2021)

um dauerhaft Ordnung zu schaffen. Wenn jedes Objekt „seinen“ Platz hat und in einer bestimmten Formation zu seiner Umgebung stehen soll, wird auch hier die Macht von Materialität hervorgehoben (Tolia-Kelly 2011: 154). Besonders eindrücklich wird das irritierende Potential von Gegenständen, wenn sie uns an den falschen Orten begegnen und die Integrität der von uns erdachten Ordnung stören (Cwerner & Metcalfe 2003: 236). Vor dem Hintergrund der beschriebenen Vorstellungen von Ordnung und Unordnung ergeben sich Konsequenzen für das eigene Zuhause, darüber hinaus aber auch für die eigene Identität, deren Repräsentation das Zuhause darstellt. Die Art von Ordnung, die wir in unseren Wohnräumen aufrechterhalten (wollen/können), dient dann auch als Zeichen des guten Geschmacks, als Mittel der Abgrenzung und als Versicherung unserer gesellschaftlichen Position (Kilroy-Marac 2018: 22).

Gender - „Das bisschen Haushalt...“

Wie oben beschrieben beruht die von Marie Kondo vertretene Vorstellung von Ordnung in unserem Zuhause auf sorgfältig durchdachten Konzepten; auf Kompositionen in unserem Wohnraum, die wir, gleich einem*einer Kurator*in, mit der *home-making practice* des Aufräumens herstellen können (Lee 2010: 4). Die Verantwortung für dieses wohl kuratierte Wohnumfeld und das Bild, das wir dadurch nach außen abgeben, liegt dabei nach wie vor primär bei Frauen.⁸ Viele *home-making practices* fallen unter Hausarbeit und korrelieren mit gesellschaftlich dominanten Gender-Normen: geputzt, gekocht oder aufgeräumt wird immer noch meistens von Frauen (Huebener et al. 2020: 533, Hank & Steinbach 2021: 103). Es liegt in der Verantwortung von Müttern, Partnerinnen oder Haushaltshilfen, die Idealvorstellung des Zuhause als gemütlichen Rückzugsort für die Kleinfamilie aufrechtzuerhalten. Zugleich werden ihnen diese Arbeiten als „natürliche“ Aufgabe übertragen (Blunt & Dowling 2006: 117). Durch die neutral klingende Bezeichnung *home-making practices* soll aber keinesfalls der Aspekt vergeschlechtlichter Hausarbeit aus dem Blick geraten.

Deutlich wird die Verschränkung von Aufräumen als *home-making practice* und Hausarbeit in der Aussage einer Teilnehmerin der Netflix-Serie „Tidying-up with Marie Kondo“. Katrina, Mutter von zwei Kindern, spricht darüber,

wie ihr die Unordnung in ihrer Wohnung nach einem Umzug über den Kopf wächst. Sie betont die emotionale Belastung, die sie dadurch verspürt: „I feel like I'm to blame cause I'm the Mom, and Mom is supposed to create the memories. Mom is supposed to make home.“⁹ Zusätzlich zu der materiell zu verrichtenden Hausarbeit fällt für Katrina als Frau und Mutter die emotionale Arbeit und Organisation des Alltags an (engl. *mental load*¹⁰). Durch die widersprüchlichen Anforderungen an ein mühelos gemütliches, schickes Zuhause auf der einen, und der damit verbundenen Arbeit und dem Stress auf der anderen Seite, wird diese Verantwortung noch komplexer (Leonard et al. 2004: 107). Der verspürte Druck lässt sich auch mit der gesellschaftlichen Repräsentativität erklären, die das eigene Zuhause nach außen hin hat und die noch immer primär eine weibliche Verantwortung ist. Ein unordentliches Zuhause ist dann gleichzusetzen mit dem Versagen als Hausfrau, Mutter und Frau im Allgemeinen (Kilroy-Marac 2018: 26). Auch Marie Kondos Angebote reihen sich in diese normativ aufgeladenen Vorstellungen ein. In ihrem Buch (2013) spricht sie von zwei Aufräumkursen, die sie durchführt: Einen für Unternehmen und einen zweiten mit dem Titel „Ordnung und Aufbewahrung für junge Frauen“, der sich dem Aufräumen in privaten Wohnräumen widmet (Kondo 2013: 13). Nötig sind diese Kurse ihrer Erfahrung nach, da in Sachen Ordnung halten „kein Wissen von der Mutter an die Tochter weitergegeben“ wird (ebd: 21). Zwar räumen in Kondos Büchern und Serien auch Männer auf, implizit scheint aber Kondo auch hier die Verantwortung bei Frauen zu sehen.

So, does it spark joy?

Durch *home-making practices* wie das Aufräumen (re)produzieren wir zum einen die materiellen Räume und idealisierten Vorstellungen, die wir mit dem „Zuhause“ verknüpfen. Gleichzeitig *performen* und (re)produzieren wir dominante Vorstellungen von Gender und Klassenzugehörigkeit, die mit dem Wert zusammenhängt, den wir Ordnung in unserer Gesellschaft geben. Besonders in der popkulturellen Präsentation von Aufräumen wird die Verknüpfung zwischen Klasse, Gender und *home-making practices* deutlich. Die entsprechenden Normen und Werte werden uns als konsumierbare Lifestyle-Produkte

⁸ Wenn ich von ‚Frauen‘ spreche, beziehe ich mich auf als Frauen gelesene Menschen und alle Menschen, die als Frauen gelesen werden wollen, unabhängig von ihrer biologischen und gesellschaftlichen Geschlechtszuschreibung. Damit möchte ich vermeiden, cis Frauen sprachlich von trans Frauen abzugrenzen und diskursiv an einer Hierarchisierung von Geschlechtern mitzuwirken (vgl. Yaghoobifarah 2018: o.S.).

⁹ Berman & Kondo (2019): „Tidying Up With Marie Kondo“, Folge: „The Downsizers, Timestamp“: 09:40 Minuten, online unter: <https://www.netflix.com/title/80209379> (zuletzt aufgerufen am 05. Dezember 2021)

¹⁰ Der Begriff *mental load* wurde von der französischen Zeichnerin Emma in einem Comicstrip in der britischen Zeitung The Guardian geprägt (ebd.: 2017).

angeboten und entfalten durch ihre subtile Wiederholung eine besondere Persistenz.

Mit Blick auf die Theorie des Neuen Materialismus wird deutlich: Auch durch die potenzielle Handlungsmacht von Dingen in unserem Zuhause werden gesellschaftliche Machtstrukturen wirksam. Indem wir uns affektiv mit Gegenständen auseinandersetzen und ihren Wert für unsere Selbstwahrnehmung immer neu bestimmen und bemessen, laden wir unser Zuhause mit Bedeutungen auf. Gleichzeitig antizipieren wir die kapitalistische Logik von Selbstoptimierung und Effizienz: Wer nicht Kraft des eigenen Willens Ordnung über persönliche Dinge hält, ist nicht nur im Privaten, sondern vermeintlich auch gesellschaftlich gescheitert. Diese Annahme verkennt, wie komplex das Zusammenleben mit Dingen in unserem Zuhause ist und wie Gesellschaft, private Räumlichkeit und Dinglichkeit als Konfiguration wirksam werden.

Und was steht nun am Ende dieser Überlegungen? Ich werde wohl weiter meinem Ordnungsdrang nachkommen – manche Gewohnheiten sitzen auch nach intensiver Reflexion zu tief. Ich werde mich nicht mit der Frage „Do you spark joy?“ an jedes meiner Besitztümer wenden und trotzdem ab und an Marie Kondo dabei zusehen, wie sie in lichtdurchfluteten Räumen Bettlaken faltet. Alles beim Alten also? Zumindest hoffe ich, mit diesem kurzen Beitrag ein bisschen Unordnung in unser Nachdenken über scheinbar banale Praktiken gebracht zu haben. Und wenn das nächste Mal keine Zeit zum Aufräumen ist, weil vielleicht eine Deadline näher rückt, denke ich an das subversive und produktive Potential, das Unordnung haben kann!

Literaturverzeichnis

- Archer, Sarah (2019): Tidying Up With Marie Kondo Isn't Really a Makeover Show, in: *The Atlantic* (04.01.2019), online unter: <https://www.theatlantic.com/entertainment/archive/2019/01/tidying-up-with-marie-kondo-netflix-show-kon-mari-review/579400/> (zuletzt aufgerufen am 09.12.2021).
- Atanasova, Aleksandrina; Giana Eckhardt (2021): The Broadening Boundaries of Materialism, in: *Marketing Theory*, 21 (4): 481-500.
- Berman, Gail; Mari Kondo (Prod.), Sandberg Wallis, Jade (Reg.) (2019): Tidying Up With Mari Kondo, Netflix, online unter: <https://www.netflix.com/title/80209379> (zuletzt aufgerufen am 05.12.2021).
- Bennett, Jane (2010): *Vibrant Matter. A Political Ecology of Things*, Durham & London: Duke University Press.
- Blunt, Alison; Robyn Dowling (2006): *Home*, London & New York: Routledge.
- Chatzitheochari, Stelle; Sara Arber (2012): Class, Gender and Time Poverty. A Time-Use Analysis of British Worker's Free Time Resources, in: *The British Journal of Sociology*, 63 (3): 451-471.
- Cook, Ian; Divya P. Tolia-Kelly (2010): Material Geographies, in: Hicks, Dan; Mary Beaudry (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Material Cultural Studies*, Oxford: Oxford University Press.
- Cwerner, Saulo; Alan Metcalfe (2003): Storage and Clutter. Discourses and Practices of Order in the Domestic World, in: *Journal of Design History*, 16 (3), 229-239.
- Domosh; Mona (1998): Geography and Gender: Home, Again?. In: *Progress in Human Geography*, 22 (2), 276-282.
- Emma (2017): The Gender Wars of Household Chores. A Feminist Comic, in: *The Guardian* (26. Mai 2017), online unter: <https://www.theguardian.com/world/2017/may/26/gender-wars-household-chores-comic> (zuletzt aufgerufen am 05.12.2021).
- Gorman-Murray, Andrew (2008): Living with Things. Riddling, Accommodation, Dwelling by Nicky Gregson, Book Review, in: *Area*, 40 (4), 522-525.
- Gregson, Nicky; Alan Metcalfe, Louise Crewe (2007): Identity, Mobility, and the Throwaway Society, in: *Environment and Planning D: Society and Space*, 25 (4), 682-700.
- Hank, Karsten; Anja Steinbach (2021): The Virus Changed Everything, Didn't It? Couples' Division of Housework and Childcare Before and During the Corona Crisis, in: *Journal of Family Research*, 33 (1), 99-114.
- Huebener, Mathias; Katharina Spieß, Nice Siegel, Gert Wagener (2020): Wohlbefinden von Familien in Zeiten von Corona. Eltern mit jungen Kindern am stärksten beeinträchtigt, in: *DIW Wochenbericht*, 30/31, 527-537.
- Horton, John; Peter Kraft (2012): Clearing out a Cupboard. Memory, Materiality and Transitions, in: Jones, Owaine; Joanne Garden-Hansen (Hrsg.): *Geography and Memory. Explorations in Identity, Place and Becoming*, Hampshire & New York: Palgrave MacMillan, 25-44.
- Khamis, Susie (2019): The Aestheticization of Restraint. The Popular Appeal of De-cluttering After the Global Financial Crisis, in: *Journal of Consumer Culture*, 19 (4), 513-531.
- Kilroy-Marac, Katie (2018): An Order of Distinction (or, How to Tell a Collection From a Hoard), in: *Journal of Material Culture*, 23 (1), 20-38.
- Kondo, Marie (2013): *Magic Cleaning. Wie richtiges Aufräumen ihr Leben verändert*, Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH.
- Kondo, Marie (o.D.): KonMarie Is Not Minimalism, online unter: <https://konmari.com/konmari-is-not-minimalism/> (zuletzt aufgerufen am 09.12.2021)
- Kuhlmann, Carola (2018): Bildungsarmut und die soziale „Vererbung“ von Ungleichheiten, in: Huster, Ernst-Ulrich; Jürgen Boeckh, Hildegard Mogge-Grotjahn (Hrsg.): *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung*, 3. Auflage, Wiesbaden: Springer, 431-456.
- Lee, Jessica (2010): Home Life. Cultivating a Domestic Aesthetic, in: *Contemporary Aesthetics*, 8 (1), 1-14.
- Leonard, Lorraine; Harvey Perkins, David Thorns (2004): Presenting and Creating Home. The Influence of Popular and Building Trade Print Media in the Construction of Home, in: *Housing, Theory and Society*, 21 (3), 97-110.
- Lloyd, Justine; Ellie Vasta (2017): *Reimagining the Home in the 21st Century*, Cheltenham u.a.: Edward Elgar Publishing, 1-18.
- Mallet, Shelley (2004): Understanding Home. A Critical Review of the Literature, in: *The Sociological Review*, 52 (1): 62-89.
- Ouellette, Laurie (2019): Spark Joy? Compulsory Happiness and the Feminist Politics of Decluttering, in: *Culture Unbound. Journal of Current Cultural Research*, 11 (3-4), 2-17.
- Podkalicka, Aneta; Esther Milne, Jenny Kennedy (2018): *Grand Designs. Consumer Markets and Home Making*, London: Palgrave Macmillan.
- Roberts, Rosie (2019): *Ongoing Mobility Trajectories. Lived Experiences of Global Migration*, Singapore: Springer, 87-109.

- Roberts, Tom (2012): From 'New Materialism' to 'Machine Assemblage'. Agency and Affect in IKEA, in: Environment and Planning A, 44 (10), 2512-2529.
- Shove, Elizabeth (2008): Nicky Gregson, Living with Things. Ridding, Accommodation, Dwelling, in: Journal of Consumer Culture, 8 (1): 158-160.
- Simone, AbdouMaliq (2020): Cities of the Global South, in: Annual Review of Sociology, 46: 603-622.
- Statistisches Bundesamt (2019): Wohnen in Deutschland. Ergebnisse aus dem Zusatzprogramm des Mikrozensus 2018, Tabelle 17: Haushalte 2018 nach Haushaltsstruktur und Art der Nutzung der Wohnung in Gebäuden mit Wohnraum (ohne Wohnheime) sowie Fläche, online unter: <https://www.statistikportal.de/de/veroeffentlichungen/wohnen-deutschland> (zuletzt aufgerufen am 22.12.2021)
- Tolia-Kelly, Divya (2011): The Geographies of Cultural Geography III: Material Geographies, Vibrant Matter and Risking Surface Geographies, in: Progress in Human Geography, 37 (1), 153-160.
- Yaghoobifar, Hengameh (2018): Stars und Sternchen, in: Missy Magazin, 11.05.2018, online unter: <https://missy-magazine.de/blog/2018/05/11/stars-und-sternchen/> (zuletzt aufgerufen am 09.12.2021).
- .

„Ich fühle mich nicht alt!“ Othering von Alter(n) und dessen Übertragung auf die Heterotopie Altenheim nach Foucault

Dominique Kauer (Jena | 

*Im Rahmen ihrer Arbeit am Lehrstuhl für Sozialgeographie hat Dominique Kauer Ende 2020 in einem Jenaer Altenzentrum 21 Bewohner*innen zu ihren aktuellen sozialräumlichen Nähe- und Distanzverhältnissen im Kontext der Pandemie interviewen dürfen. Die Besonderheit der Institution ließ sie nicht los, sodass sie im Modul zu Geographien des Wohnens die Möglichkeit ergriff, eine Hausarbeit dazu zu schreiben, deren gekürzte Version hier zu lesen ist.*

Einleitung

Seit Ausbruch der COVID-19-Pandemie gab es unzählige Forschungen und Artikel zur Situation alter Menschen. Einhergehende mediale Diskussionen betrachteten ausgiebig besondere Verletzlichkeit und Schwäche, welche von Alter ausginge. Über das Alter, oder insbesondere darüber, dass wir eine rasch und in dramatischem Ausmaß alternde Gesellschaft sind und dass aus dieser Entwicklung neue Zukunftsaufgaben erwachsen, wird unentwegt geredet und geschrieben. Doch allzu schnell werden individuelle Varianzen im Alltagssprachgebrauch und im Umgang mit alten Menschen zu schlicht erklärt. Nicht zuletzt ist Alter ein kulturelles Konstrukt. Wie Alter(n) als etwas Anderes von der gesellschaftlichen Norm differenziert wird und inwiefern die Institution Altenheim als Heterotopie nach Foucault damit in Verbindung steht, soll im Folgenden betrachtet werden. Um dem auf den Grund zu gehen, wird zunächst auf den Begriff Othering in Bezug zu Alter eingegangen. Nachdem im Anschluss der Begriff Heterotopie beleuchtet wurde, wird dieser mit der Institution Altenheim in Verbindung gebracht, um

schließlich herauszuarbeiten, wie Othering mit der Heterotopie Altenheim verbunden ist.

Othering von Alter

Laut Cristofovici (1999: 269) wird das Alter in Relation zur Jugend definiert und damit wesentlich durch das, was ihm fehlt. Die Lebensmitte werde mit Kultur gleichgesetzt. Sie stelle das Universelle dar, an dem die abweichende Andersartigkeit des Alters gemessen und bewertet wird, so van Dyk (2016). Folglich würden alte Menschen als *natürlich* wahrgenommen, indem sie als Gefangene der Zeit konzeptualisiert werden, näher am Tod, weniger widerstandsfähig gegen Krankheiten, emotionalen Schwankungen und radikalen Emotionen unterworfen. Alles in allem seien sie stärker von der Biologie und anderen natürlichen Phänomenen beeinflusst (ebd.: 112f). Wiederkehrende Phrasen der Dualität von Aktivität und Passivität im Alter finden sich beispielsweise auch in politischen Kontexten, in welchen ältere Menschen als weniger flexibel, risikoabgeneigt und weniger kreativ dargestellt würden (ebd.: 111). Diese zuletzt genannten Darstellungen müssten im Kontext des Kapitalismus betrachtet werden, in dem Flexibilität, Mobilität, Kreativität und Risikobereitschaft grundlegend sind (ebd.). Die positive Betrachtung von älteren Menschen *trotz* ihres Alters, welche sich produktiv als soziale Ressource in das kapitalistische System einfügen, offenbart die dahinter liegende Herabwürdigung von alten Menschen, die dazu nicht in der Lage sind. Der Ausdruck „Ich fühle mich nicht alt“, welcher gemeinhin geäußert wird, deute darauf hin, dass die individuelle emotionale Erfahrung nicht mit der regulären Vorstellung einhergeht, was ideales hohes Alter ausmacht (MILLIGAN et al. 2007: 50). Gleichzeitig wird deutlich, dass Formulierungen wie diese und die Negierung von Alter auf individueller Ebene das althergebrachte Bild von Alter manifestiert. Die Differenzierung, welche die Komplexität und Subjektivität des Individuums ignoriert,

kann als „Othering“ definiert werden (ABDALLAH-PRETCEILLE 2003: 35). Das Konzept des *Othering* wird eines der ersten Male in „Das andere Geschlecht“ von Simone de Beauvoir (1992: 12) erwähnt, in dem sie schreibt, dass die Frau in Frankreich für den Mann in erster Linie ein geschlechtliches Wesen ist. Othering erlaubt es Individuen Gleichheit und Unterschied zu konstruieren und gleichermaßen die eigene Identität zu bestätigen. Der Begriff beschreibt so nicht nur das Andere, sondern auch das Selbst. Othering ist schließlich ein Prozess, der unternommen wird, um Gruppen zu identifizieren, welche sich von den akzeptierten sozialen Normen unterscheiden und als von geringerer Bedeutung als man selbst wahrgenommen werden (DOYLE & RUBINSTEIN 2014: 953). Im selben Zug wird die Möglichkeit geboten, die Norm, das *Eigene* zu konzipieren. Das kann beispielsweise dazu führen, dass sich Publikationen zum Umgang mit alternden Menschen zwar an Angehörige, nicht aber an Betroffene selbst richten (WELF-GERRIT 2013: 134). Die Betroffenen werden hier different gemacht und als in Benützung der Unterstützung der ratsuchenden Angehörigen. Körperliche Abweichungen von der Norm aufgrund von Alter manifestieren sich schließlich nicht nur in Publikationen, sondern treten auch räumlich auf und kreieren Heterotopien einer Gesellschaft. Heterotopien und ihr Zusammenhang mit Alter soll im Folgenden genauer betrachtet werden.

Grundsätze einer Heterotopie

Foucault zufolge könne es Orte geben, an dem die gefühlte Unordnung, die im Gegensatz zu den kulturellen Ordnungsmustern steht, erkannt wird oder sogar existiert (Schäfer-Biermann et al. 2016: 62). Foucault meint nämlich, dass es in jeder Gesellschaft tatsächlich existierende utopische Orte gebe:

„[...] Orte, die man in der Kultur finden kann, zugleich repräsentiert, in Frage gestellt oder ins Gegenteil verkehrt. Es sind gleichsam Orte, die außerhalb aller Orte liegen, obwohl sie sich durchaus lokalisieren lassen.“ (FOUCAULT 2006: 320).

Das Altenheim bewege sich nun zwischen der Krisen- und der Abweichungsheterotopie, da das Nichtstun in der Gesellschaft ein abweichendes Verhalten sei:

„Eine Abweichung, die als biologisch bedingt gelten muss, wenn sie dem Alter geschuldet ist, und damit ist sie tatsächlich eine Konstante, zumindest für alle, die nicht den Anstand besitzen, in den ersten drei Wochen nach der Pensionierung an einem Herzinfarkt zu sterben.“ (ebd.: 13)

Im Folgenden wird anhand der Merkmale einer Heterotopie nach Foucault aufgezeigt, welche Aspekte einer Heterotopie durch das Altenheim, wie es in Deutschland beschaffen ist,

erfüllt werden. Eine Heterotopie schlüsselt sich in nachfolgende Merkmale auf. Grundlegend gilt laut Foucault, dass es wahrscheinlich keine Gesellschaft ohne Heterotopien gebe. Das erste Merkmal ist folglich, dass jede Gesellschaft ihre eigenen Heterotopien hervorbringt, die sich im Rahmen einer gesellschaftlichen Veränderung ebenfalls verändern bzw. sich dem Wandel anpassen, denn jede Heterotopie erfülle eine bestimmte Funktion innerhalb einer Gesellschaft (FOUCAULT 2013: 11). Der zweite Grundsatz sei, dass Heterotopien verlorengehen, wieder auftreten oder neue Heterotopien zusammengefügt werden können. Beispielhaft nennt er den Friedhof, innerhalb dessen der Tod einerseits einen erheblichen Bedeutungszuwachs erhalten habe, dessen Standort aber letztlich mit der Angst vor dem Tod an Ortsränder verstoßen wurde (ebd.: 14). Im dritten Grundsatz beschreibt Foucault, dass „[...] Heterotopien an ein und demselben Ort mehrere Räume zusammen[bringen], die eigentlich unvereinbar sind.“ (ebd.), wie der Garten oder das Kino. Der vierte Grundsatz betrachtet das Zeitliche und unterteilt wiederum in unterschiedliche Formen von Heterotopien. Einerseits die Heterotopien, die Zeit anhäufen, wie Bibliotheken oder auch Museen. Konträr dazu seien Heterotopien, in denen Zeit gebrochen wird bzw. diejenigen, die zeitweilig sind, wie Feste oder Jahrmärkte (SCHÄFER-BIERMANN et al. 2016: 69). Der fünfte Grundsatz dreht sich um das stets enthaltene System von Öffnung und Schließung, denn sie trennt sie ab vom restlichen Raum. Einerseits könne man zum Aufenthalt in der Heterotopie gezwungen werden, wie beim Gefängnis oder der psychiatrischen Anstalt (ebd.). Andererseits könne es Eintritts- oder Reinigungsrituale geben, wie der Kartenkauf vor dem Eingang in ein Museum oder Theater (FOUCAULT 2013: 14).

Die Heterotopie Altenheim

Der Begriff „Altenheim“ umfasst heutzutage unterschiedlichste Einrichtungen und ist daher nicht eindeutig definierbar (HEINZELMANN 2004: 12). Die variable Funktion und der Wandel von Altenheimen im Laufe der letzten Zeit wird im Folgenden kurz dargestellt. Ab den 1850ern entwickelte sich das Alter als eine eigene Lebensphase, denn mehr Menschen als zuvor erreichten ein höheres Lebensalter. Durch die Einführung der Invaliditäts- und Altersversicherung 1889 und die Kopplung des Anfangs des Alters mit dem Austritt aus dem Arbeitsprozess, entstand eine neue Vorstellung, in welcher Alter und Krankheit zusammen gedacht wurden (ebd.: 19). Drei *Entwicklungsstufen* bzw. *Heim-Generationen* ließen sich in den Jahrzehnten ab den 1950ern nach einer Einteilung der Architekturabteilung des Kuratoriums Deutsche Altershilfe

(KDA) unterscheiden (ebd.: 24). Zunächst fungierten Heime als Versorgung von Menschen. Zwischen den 60er und 70er Jahren war die zweite Generation stark an den Krankenhäusern mit einem Fokus auf Technik und Hygiene ausgerichtet, so Heinzelmann (ebd.). Ab den 80er Jahren sollten Pflegeerfordernisse mit den Bedürfnissen der Menschen verbunden werden (ebd.). Die Einrichtungen wurden sodann auch als Wohn- und Lebensräume definiert, in denen Individualität und Privatheit beachtet werden sollten (NAKIELSKI 1996: 178f). In der Deutschen Demokratischen Republik wurde zwischen Feierabendheimen und Pflegeheimen differenziert. Feierabendheime entsprechen Altenheimen im heutigen Sinn, während in Pflegeheimen ältere, aber auch jüngere Menschen, Menschen mit Behinderung und Alkoholiker*innen versorgt wurden. Die Heime in der DDR konnten dabei relativ kontrastreich zwischen den einzelnen Einrichtungen sein (HEINZELMANN 2004: 27). Die Neubauten von Altenwohneinrichtungen der DDR können nach der Einteilung des KDA der zweiten Phase, also an Krankenhäusern orientiert, zugeordnet werden. Laut Heinzelmann (2004: 26) gab es keine dritte Phase der Bedürfnisorientierung in der DDR. Es wird deutlich, dass die Institution Altenheim in den vergangenen Jahrhunderten unterschiedlichsten Veränderungen unterlegen war. Diese betrafen das Umfeld, die Trägerschaft, die Organisation der Einrichtungen und auch die soziale Zusammensetzung der Bewohner*innen. War die ausschlaggebende Funktion stets die Unterbringung, wurde die Funktion jeweils unterschiedlich, mal als Versorgungsgebäude, mal als Krankenhaus oder als Wohnraum, definiert. Die Funktionsveränderung, einhergehend mit der gesellschaftlichen Neubetrachtung von Umgang und Bedürfnissen alter Menschen, entspricht hier dem ersten Aspekt der Definition als Heterotopie (vgl. FOUCAULT 2013: 11). Zudem wird deutlich, dass sich die Einrichtung Altenheim immer neu zusammenfügt, indem andere eigene Räume mit der Unterbringung alter Menschen verbunden werden. War es zunächst das Krankenhaus, ist es aktuell die Orientierung an Wohnung und Wohnlichkeit. Durch die sich wandelnde Erscheinung und die stets neue Verknüpfung von Räumen innerhalb der Einrichtung wird auch der zweite Grundsatz einer Heterotopie nach Foucault erfüllt (ebd.: 14).

Um herauszufinden, ob Altenheime dem dritten Grundsatz einer Heterotopie nach Foucault entsprechen, also ob sie in der Lage sind, an sich unvereinbare Platzierungen nebeneinander zu stellen, wird betrachtet, wo sich Altenheime befinden und wie Bewohner*innen den Wohnraum wahrnehmen. Der Bau Altenheim kann nicht abgetrennt vom räumlich-organisatorischen

Zusammenhang der Umgebung betrachtet werden. Dieser ist vorwiegend aus einer Mischung von historischen Zufällen und Planungswillen entstanden und durchlief multiple Wandlungen (HEINZELMANN 2004: 110). Viele heutige Altenheime sind durch den Bau in einer bestimmten Phase noch immer räumlich mit der jeweiligen Philosophie verknüpft. Auch das Verhalten der Menschen zeigt die räumliche Definierung ihrer Umgebung. Heinzelmann fand in seiner Forschung heraus, dass es für das Alltagsverhalten der Bewohner*innen selbstverständlich ist, dass Bewohner*innen sich in ihren privaten Bereichen anders kleiden und verhalten als in einem von ihnen als öffentlich angesehenen Wohnraum, welcher beispielsweise die Cafeteria oder der Flur sein kann (ebd.: 115). Es lässt sich schlussfolgern, dass Altenheime, welche grundsätzlich eine erleichterte Wohnform für alte Menschen sein sollen, sowohl baulich als auch emotional, nicht nur mit Privatsphäre, sondern auch mit Öffentlichkeit assoziiert werden. Auch der oft fließende Übergang von Altenheim mit anderen Institutionen wie dem Krankenhaus (ebd.: 33) verdeutlicht, dass Altenheime an ein und demselben Ort mehrere Räume zusammenbringt, welche normfunktional unvereinbar sind (vgl. FOUCAULT 2013: 14).

Foucault meint weiterhin, dass Heterotopien meist in Verbindung mit zeitlichen Brüchen stünden, sogenannten „Heterochronien“. Der Zeitberechnung des Statistischen Bundesamtes (NAKIELSKI 1996: 127ff) zufolge, nutzen alte Menschen täglich durchschnittlich fünf Stunden für Verrichtungen im Haus. Diese Tagesbeschäftigung fällt für Bewohner*innen von Altenheimen weg. Die Forschung von Heinzelmann (2004) zeigt, dass dies nicht durchgängig positiv bewertet wird. So sucht sich ein Teil der Bewohner*innen ähnliche Tätigkeiten (ebd.: 224). Die Tätigkeiten Lesen, Fernsehen und Spazierengehen umfassen bei den von Heinzelmann befragten älteren Menschen ebenfalls fast fünf Stunden täglich. Genannte drei Tätigkeiten bildeten bei den Bewohner*innen die hauptsächliche Freizeitaktivität (ebd.). Dass die Tätigkeiten, welche zuvor für das Wohnumfeld anfielen, ausbleiben, zeigt einen deutlichen Bruch mit bisherigen zeitlichen Realitäten der Bewohner*innen. Zudem werden alle Schlaf-, Wach- und Essenszeiten meist zeitlich geregelt (ebd.: 62). Auch in Bezug auf ihre Zukunft bedeutet der Umzug in ein Altenheim einen zeitlichen Bruch, denn ungefähr 70 % der Menschen in der Bundesrepublik sterben in Krankenhäusern, Pflegeheimen und ähnlichen Einrichtungen (ebd.: 157). Die Einrichtung macht somit den letzten Wohnort der in ihm lebenden Menschen aus, was den Bewohner*innen auch bewusst sei (ebd.: 155). Das Altenheim birgt letztlich durch die Akkumulation von freier Zeit einen Bruch mit der bisherigen Nutzung von Zeit sowie,

durch das Bewusstsein des Altenheims als letzte Wohnform, einen Bruch mit der bisherigen Wahrnehmung von Zeitlosigkeit.

Heinzelmanns Forschung zeigt, dass die Altenheime heutzutage *offener* sind als die aus den fünfziger und sechziger Jahren, da die Bewohner*innen nicht am Verlassen des Hauses gehindert werden (ebd.: 114). Viel eher sollen die Einrichtungen in die Umgebung eingebunden werden. Die Problematik besteht darin, dass viele der in einem Heim lebenden Menschen dieses nur selten verlassen (ebd.). Somit schaffen sie eine Wohnform, die sich als isoliert wahrnehmen lässt. Der Eingangsbereich stellt zudem eine Separierung zwischen dem öffentlichen und dem gewissermaßen teilöffentlichen Bereich dar (ebd.: 116). Offensichtlich geht es zu weit, zu behaupten, dass die Wohnform Altenheim isoliert ist, oder dass die Kontaktaufnahme im Eingangsbereich als Ritus bezeichnet werden könnte. Jedoch können zunächst alle das Gebäude betreten und sich der Illusion hingeben, eingetreten zu sein. Denn der Eintritt in das Gebäude als Gast bedeutet, allein durch die Bedingung des Vorsprechens, einen Ausschluss, also nicht Teil des Wohnens sein zu können. Auch durch die festgelegten Besuchszeiten darf von einem System von Öffnungen und Schließungen gesprochen werden. Treffen die Grundsätze, wie beispielsweise Letzterer, auch in nur abgeschwächter Form zu, so wird doch deutlich, dass die Wohnform Altenheim alle Charakteristika einer Heterotopie nach Foucault berührt.

Bedeutung des Otherings Alter(n) für die Heterotopie Altenheim

Nachdem dargelegt wurde, dass Altenheime als von der Norm abweichend eine Form der Heterotopie nach Foucault bilden, soll im Folgenden ausgeführt werden, inwiefern Othering Altersbilder und spezifisches Verhalten gegenüber Bewohner*innen nicht nur stabilisiert, sondern auch fördert. Im anschließenden Abschnitt soll beleuchtet werden, inwiefern dies dazu führt, dass Altenheime als Wohnform selbst von Othering betroffen sind.

Laut van Dyk (2016: 116) strukturiert Unabhängigkeit und individualisierte Autonomie die vorherrschende Bewertung aller Lebensabschnitte und schafft damit eine gewaltsame Hierarchie zwischen der Lebensmitte und dem späteren Leben. Um die Lebensmitte als einen Zustand reiner Unabhängigkeit zu konstruieren, müsste die grundlegende Verletzlichkeit, Bezogenheit und soziale (Inter-)Abhängigkeit jedes menschlichen Lebens ignoriert und verdrängt werden. Bewohner*innen von Altenheimen gelten laut Heinzelmann (2004: 50) als wahrhaftig alt und müssten sich dies auch selbst zuschreiben. Altenheime werden demzufolge zu einem Ort konstruiert, an dem das

Alter in konzentrierter Form mit den bekannten negativen Besonderheiten, wie bspw. die von van Dyk angesprochene ausgeprägte Abhängigkeit, anzutreffen ist. Heime rücken dadurch in die Nähe des charakteristisch tabuisierten Todes (HEINZELMANN 2004: 50). Dass alte Menschen aus Kategorien wie Unabhängigkeit und Autonomie in einer Gesellschaft der Leistung herausfallen, bedeutet eine geringere Wertschätzung und eine Praxis des Otherings. Die fiktive Norm der Unabhängigkeit dekonstruiert van Dyk (2016: 116) mithilfe feministischer Theorien. Diese decken die Spuren der Bezogenheit und sozialer (Inter-)Dependenz innerhalb einer Lebensspanne auf und betonen die „universelle Ontologie menschlicher Verletzlichkeit“. Der Verlust physischer Selbstabhängigkeit im späteren Leben, bezieht beispielsweise nicht automatisch den Verlust der Selbstbestimmung mit ein, um über die Pflegekonditionen oder benötigte Unterstützung zu entscheiden (ebd.). Im Altenheim finden jedoch alle Phasen des Tagesablaufs der Mitglieder an einem Ort statt. Auch gibt die Altenheimleitung, wie bereits erwähnt, die Tagesstruktur, einen gewissen Grad an Privatsphäre und gemäß den Zielen der Institution, die zeitliche Regelung des Aufstehens und Essens sowie physische Behandlungen und Freizeitaktivitäten vor (HEINZELMANN 2004: 62). Auch die Versorgung von Bewohner*innen durch das Pflegepersonal kann durch Othering leiden. Die kreierte Distanz kann pflegende und anteilnehmende Beziehungen zwischen Pflegenden und Bewohner*innen beeinträchtigen, wie Doyle und Rubinstein (2014: 961) in ihrer Forschung aufzeigen. Das Othering von alten Menschen hat somit weitreichenden Einfluss in die eigens für sie konstruierte Wohnform hinein. Deutlich wird, dass die Praxen des gesellschaftlichen Differentmachens älterer Menschen tatsächliche Folgen für den von Macht geprägten Raum Altenheim hat, da er sich von Normalitätskonstruktionen rund um die Themen Unabhängigkeit und Leistungsfähigkeit absondert.

Vom Othering des Alter(n)s zum Othering des Altenheims?

Die Entwicklung von Raum wird gemeinhin als inhärent sozial und symbolisch betrachtet, beides als Produkt der sozialen Welt und gleichfalls diese produzierend, so Corfee et al. (2020: 2). Raum ist an sich ein sozialer Prozess, indem Menschen mit ihm interagieren. Er ist also dynamisch und erhält soziale Normen, Stereotypen und Machtstrukturen (ebd.). Während Altenheime als *andere* Orte der Gesellschaft konstruiert und wahrgenommen werden können, gibt es auch immer wieder die Imperative von Integration in die Gesellschaft, welche gleichzeitig die Unterschiede bestätigen und sich so in postkoloniale Kritiken des

Multikulturalismus einfügen (NEUHOLD & SCHEIBELHOFER 2010: 93). Angebote wie Konzerte, Ausstellungen, Ausflüge, etc. (FRAUNHOFER 2018: 140), werden meist vom Pflegepersonal initiiert und verdeutlichen, dass der Wille gesellschaftlicher Teilhabe einseitig von der Institution Altenheim angestrebt wird. Aber auch barrierebehaftete Umgebungen wie unebene Trottoirs ohne Absenkungen zeigen, wie Altenheime und alte Menschen als *Andere* räumlicher Exklusion ausgesetzt sind (vgl. WALSH 2018). Selbstbestimmte Modi von Kommen und Gehen und Essen etc. werden eingeschränkt und das Bild des alten Menschen als *Anderes*, abhängig und nicht selbstbestimmt, verwirklicht. Paradoxerweise ist das Altenheim als Wohneinrichtung geschaffen, ohne, dass völlig selbstbestimmtes Wohnen möglich ist. Das Altenheim wird hier sichtbar als eine Heterotopie, die gesellschaftliche Widersprüche prozessiert – nicht zuletzt auch, indem sie sie versteckt.

Die Wohnform Altenheim erlaubt es der Gesellschaft Unterschiede zum nicht-alten Leben zu konstruieren und gleichermaßen die Identität als vermeintlich unabhängig zu bestätigen. Es schafft also eine Form des Otherings bezogen auf Altenheime. Diese stellen nämlich nicht nur das *Andere* dar, sondern auch das *Selbst*, also die Norm der leistungsorientierten, aktiven und unabhängigen Gesellschaft. Die gesamte Gesellschaft mitsamt ihrer älteren Bevölkerung an sich ist heterogen an Bedürfnissen und Bedürftigkeit in verschiedenen Lebenssituationen. Dennoch wird die fiktive und illusorische Idee eines unabhängigen, autonomen Subjekts weiter reproduziert und die unbezahlte, verkannte reproduktive Arbeit von Frauen verstärkt.

Die Analyse zeigt, dass institutioneller Raum genauso materielle Aufteilung bedeutet, wie er auch Machtbeziehungen widerspiegelt. Diskurse zu Alter und soziale Dynamiken und Praktiken, wie Pflege oder der Umzug in ein Altenheim sind in alltägliche Praktiken von Denken und Tun eingebettet, wie beispielsweise dem allgegenwärtigen Othering von Alter(n). Damit werden Menschen nach äußeren und biologischen Merkmalen kategorisiert und weniger in ihren individuellen Bedürfnissen wahrgenommen. Dies führt zur Konstruktion von Wohnformen wie Altenheimen, welche als Heterotopie zugleich menschliches Sein in ihrer Vergänglichkeit repräsentieren und dies gleichzeitig in Frage stellen, bzw. unsichtbar machen. Sie spiegeln der Gesellschaft die Endlichkeit von Produktivität und Leistung und liegen deshalb außerhalb aller Orte, obwohl sie sich durchaus lokalisieren lassen.

Der Beitrag sollte zu einem Perspektivwechsel anregen und eine kurze Analyse der Gesellschaft und ihrer Ideale

eröffnen, welche Alter(n) als *Anderes* darstellt und durch spezielle Wohnformen manifestiert. Das derzeitige Othering von alten Menschen in Bezug auf das aktuelle pandemische Weltgeschehen und die Folgen daraus werden für Analysen der kommenden Zeit interessant. Laut Verbruggen et al. (2020: 230f) führt dies nämlich zu einer weiteren Entwertung und Komprimierung der Narrative zu alten Menschen: Heute finden sich ältere Menschen, die sich nicht ehrenamtlich engagieren oder auf die Enkel aufpassen und vielleicht „gebrechlich“ sind, zunehmend ohne Möglichkeit, eine Stimme jenseits eines „Pro-Schutz-Diskurses“ zu beanspruchen. Pandemische Diskurse stärken somit Auffassungen von Zerbrechlichkeit, Verletzlichkeit und Prekarität von hohem Alter (ebd.: 231). Inwiefern Individuen und Altenheime künftig verstärkt von Othering betroffen sind und ob sich Altenheime als Heterotopien zusätzlich verdichten, wird die kommende Zeit und Forschung zeigen.

Literaturverzeichnis

- ABDALLAH-PRETCEILLE, M. (2003): Former et éduquer en contexte hétérogène: Pour un humanisme du divers. Exploration interculturelle et science sociale. Paris: Economica.
- CORFEE, F., L. COX & C. WINDSOR (2020): The constitution of space in intensive care: Power, knowledge and the othering of people experiencing mental illness. – *Nursing inquiry* 27, 2, e12328 (Stand: 2020-01-20).
- CRISTOFORI, A. (1999): Touching surfaces: Photography, aging, and an aesthetics of change. In: WOODWARD, K. M. (Hrsg.). *Figuring age: Women, bodies, generations. Theories of contemporary culture* 23. Bloomington: Indiana University Press, 268–293.
- DE BEAUVIOR, S. (1992): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- DOYLE, P. J.; R. L. RUBINSTEIN (2014): Person-centered dementia care and the cultural matrix of othering. – *The Gerontologist* 54, 6, 952–963 (Stand: 2013-08-06).
- FOUCAULT, M. (2006⁹): Von anderen Räumen. In: DÜNNE, J., S. GÜNZEL, H. DOETSCH & R. LÜDEKE (Hrsg.). *Raumtheorie: Grundlagenexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1800. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 317–327.
- FOUCAULT, M. (2013¹): Die Heterotopien, der utopische Körper: Zwei Radiovorträge. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2071. Berlin: Suhrkamp.
- FRAUNHOFER, A. (2018): *Atmosphärische Inseln - eine Kartographie des Wohnens*. Vallendar.
- HEINZELMANN, M. (2004¹): Das Altenheim - immer noch eine "totale Institution"?: Eine Untersuchung des Binnenlebens zweier Altenheime. Göttingen: Cuvillier Verlag.
- MILLIGAN, C., A. BINGLEY & A. GATRELL (2007): 'Healing and Feeling': The Place of Emotions in Later Life. In: DAVIDSON, J., L. BONDI & M. SMITH (Hrsg.). *Emotional Geographies*. London, New York: Ashgate Publishing Group, 49–62.
- NAKIELSKI, H. (Hrsg.) (1996): *Rund ums Alter: Alles Wissenswerte von A bis Z*; [mit 34 Tabellen im Text]. München: Beck.
- NEUHOLD, P.; P. SCHEIBELHOFER (2010): Provincialising Multiculturalism. – *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 40, 158, 85–100.

- SCHÄFER-BIERMANN, B., A. WESTERMANN, M. VAHLE & V. POTT (2016): Foucaults Heterotopien als Forschungsinstrument: Eine Anwendung am Beispiel Kleingarten. Research. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- VAN DYK, S. (2016): The othering of old age: Insights from Postcolonial Studies. – Journal of aging studies 39, 109–120 (Stand: 2016-07-03).
- VERBRUGGEN, C., B. M. HOWELL & K. SIMMONS (2020): How We Talk About Aging During a Global Pandemic Matters: On Ageist Othering and Aging 'Others' Talking Back. – Anthropology & Aging 41, 2, 230–245.
- WALSH, K. (2018): Constructions of old-age social exclusion: In place and shaped by place. In: SKINNER, M. W. (Hrsg.). Geographical gerontology: Perspectives, concept, approaches. Routledge studies in human geography 74. London: Routledge, 252–266.
- WELF-GERRIT, O. (2013): Zwischen Leisten und Loslassen: Bilder von Multimorbidität, Vulnerabilität und Endlichkeit in Altersratgeberliteraturen der Gegenwart. Marburg: Philipps-Universität Marburg.

Die Wohneigentumsfrage. Wohneigentum als Privateigentum an Reproduktionsmitteln

Kristina Heller (Leipzig|✉)

Kristina Heller lebt in Leipzig und befindet sich im Begriff, ihren Soziologie-Master in Jena abzuschließen. Sie ist seit mehreren Jahren im Bereich Wohnen und Miete politisch aktiv. Das Thema „Wohnen und Reproduktion“ ist eine Kombination aus diesem Engagement und dem wissenschaftlichen Interesse an Feminismus, Privateigentum und Kapitalismuskritik.

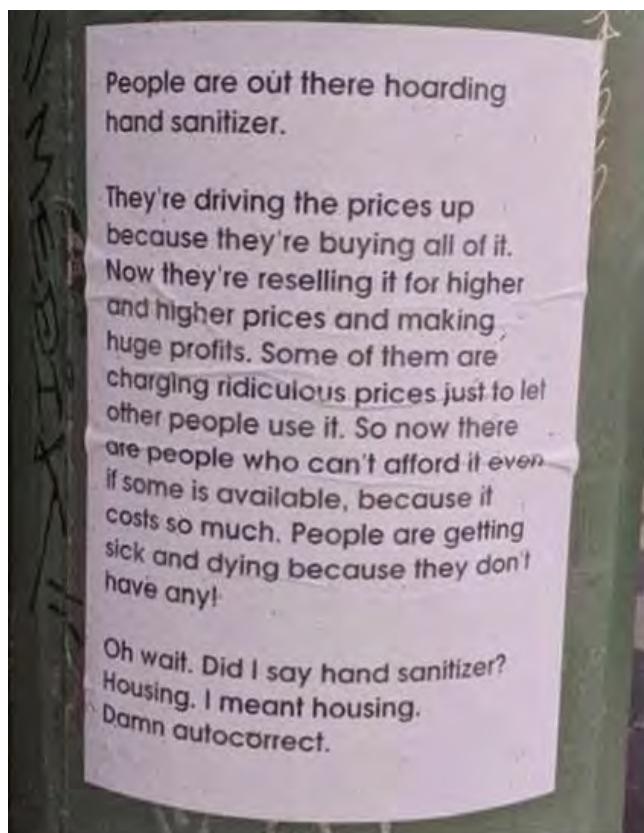


Abbildung: MietenwahnsinnStoppen, Quelle: [twitter.de](https://twitter.com/dwenteignen), 08.05.2020.

Einleitung

Im Wohnungssektor ist die Eigentumsfrage wieder auf dem Tableau der politischen Debatte angekommen. In großen Teilen ist dies der Berliner Initiative „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ zu verdanken. Die Enteignung als Forderung wirkt kühn innerhalb einer Gesellschaft, in der Privateigentum und liberale Freiheitsversprechen Hand in Hand gehen. Entsprechend polarisiert ist damit die Debatte rund um Eigentumsverhältnisse auf dem überstrapazierten Wohnungsmarkt. Mit ihrem Buch „Keine Enteignung ist auch keine Lösung“ (2019) schließt sich die Autorin Sabine Nuss dieser Debatte an und liefert eine Argumentation dafür, warum die (Privat-)Eigentumsordnung in ihren Wurzeln revolutioniert werden muss. Das Buch endet mit zwei Szenarien: der „kleinen“ und der „großen Wiederaneignung“ des Privateigentums. Die große Wiederaneignung malt das (utopische) Fernziel der Vergesellschaftung sämtlicher Produktionsmittel aus (vgl. Nuss 2019: 93f). Die kleine Wiederaneignung als Nahziel hingegen beinhaltet die sukzessive Wiederaneignung bestimmter Bereiche, beginnend mit Gütern der öffentlichen Daseinsvorsorge, zu denen auch der Bereich des Wohnens gezählt wird.

Beispiele, wie die Initiative „Deutsche Wohnen & Co enteignen“, die ein durchdachtes Selbstverwaltungsprogramm für den Fall der erfolgreichen Vergesellschaftung vorgelegt hat¹, wecken den Anschein, dass dieses Szenario der kleinen Wiederaneignung tatsächlich deutlich weniger utopischen Überschuss enthält als die Vergesellschaftung sämtlicher Produktionsmittel.

Allerdings sind die Güter der öffentlichen Daseinsvorsorge zum Großteil dem Bereich der Reproduktion und nicht dem der Produktion zuzuordnen. Es handelt sich – so die These – bei Privateigentum an Wohnraumimmobilien um Privateigentum an Reproduktionsmitteln. Diese Erkenntnis führt zu der Frage nach generellen Unterschieden und Parallelen zwischen Privateigentum im Bereich von Produktion und Reproduktion. Dabei geht es nicht nur um

¹ Nachzulesen auf der Internetseite der Kampagne: www.dwenteignen.de

die Frage nach den Eigentumsverhältnissen an sich, sondern darüber hinaus um den Aspekt, welche Abhängigkeiten und Privilegien aus diesem spezifischen Eigentum resultieren. Dies soll im Folgenden für den konkreten Bereich des Privateigentums an Wohnraumimmobilien diskutiert werden. Im Sinne einer feministischen Kritik an der produktionszentrierten Analyse der kapitalistischen Wirtschaftsweise möchte ich mich mit den materiellen Voraussetzungen im Bereich der Reproduktion auseinandersetzen und auch in diesem Bereich für eine explizitere Kritik der Eigentumsverhältnisse als Machtverhältnisse argumentieren.

(Re-)produktionsverhältnisse als Eigentumsverhältnisse

Eigentum und Produktion

Aus marxistischer Perspektive sind die Privateigentumsordnung und die kapitalistische Produktionsweise Produkte desselben Ursprungs. Zur Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise „bedurfte es einer Umwälzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse. Sie beruht im Wesentlichen auf der Zerstörung der feudalen Aneignungsweisen.“ (Nuss 2019: 55) Diese Zerstörung der feudalen Aneignungsweisen beschreibt einen Prozess, den Marx als „die sogenannte ursprüngliche Akkumulation“ betitelt (Marx 1988: 741ff, zitiert nach Nuss 2019: 56) – sozusagen die Mutter aller Enteignungen. Die gewaltvolle Vertreibung der Landbevölkerung von ihren Nutzflächen durch die Feudalherren gilt als Grundlage der ungleichen Eigentumsverhältnisse zwischen lohnabhängigem Proletariat und vermögenden Kapitalisten. Die ehemals auf Basis des etablierten Gewohnheitsrechts genutzten Flächen wurden eingezäunt und die weitere Nutzung verwehrt bzw. reguliert (Nuss 2019: 55).

Das durch den Prozess der ursprünglichen Akkumulation konzentrierte Vermögen wurde wiederum in die aufkeimende industrielle Produktion investiert. Es wurden Produktionsstandorte geschaffen und industrielle Produktionsmittel wie Maschinen und Werkzeuge entwickelt. Ihrer eigenen Produktionsstätte und Produktionsmittel beraubt, war die neue, aus der Landbevölkerung hervorgegangene mittellose Klasse dazu gezwungen, ihre Arbeitskraft zu verkaufen und sich in den Dienst des Industriekapitalismus zu stellen (vgl. ebd.: 56). Es erscheint gegenwärtig als ein nahezu natürliches Verhältnis, dass es Personen gibt, die über Eigentum verfügen, oder die in der Lage sind, Eigentum zu bilden und manche, die gänzlich davon ausgeschlossen sind. Tatsächlich ist die gewaltvolle Transformation der Eigentumsstrukturen durch die gewaltvolle Aneignung der Lebensgrundlage

Vieler durch einige Wenige dafür verantwortlich, die bis heute in Form der Privateigentumsordnung die kapitalistische Produktionsweise bestimmt.

Eigentum und Reproduktion

Der feministische Marxismus vertritt die Perspektive, dass die Produktionsverhältnisse nicht erschöpfend analysiert und kritisiert werden können, ohne dem Bereich der Reproduktion ausreichend Anerkennung zu widmen. Das schließt alle Tätigkeiten und Mittel ein, die notwendig sind, um die Arbeiter*innen am Leben und bei Wohlbefinden zu halten (Nahrungsmittelversorgung, Phasen der Regeneration, Hygiene usw.) sowie die Reproduktion der Arbeiter*innenklasse als solche (sexuelle Reproduktion, Erziehung, Bildung etc.) (vgl. u.a. Winker 2015: 17). Ein Großteil der marxistisch-feministischen Perspektive dreht sich um die geschlechtliche Arbeitsteilung, sprich, um die Akteur*innen der Reproduktionsarbeit und ihre Rolle im (Re-)Produktionsprozess. Doch ebenso wie im Bereich der Produktion, braucht es auch im Sektor der Reproduktion nicht nur Arbeitskräfte, sondern auch Mittel und Orte, um diese zu gewährleisten. Dazu zählt z.B. der Zugang zu Lebensmitteln und Hygieneprodukten aber auch zu Orten etwa der Gesundheitsversorgung oder – ganz simpel – einem Supermarkt.

Es scheint offensichtlich und dennoch ist es für die Eigentumsfrage der entscheidende Ausgangspunkt: Tätigkeiten und Dienstleistungen im Reproduktionsbereich kommen nicht ohne ihre materiellen Voraussetzungen aus. Und ebenso wie im Bereich der Produktion sind diese materiellen Voraussetzungen einer historisch-spezifischen Eigentumsordnung unterworfen.

Die materiellen Mittel, die zur Reproduktion notwendig sind, sind bereits Bestandteil der Analyse des Privateigentums an Produktionsmitteln:

[...] Eigentum [...] ist die Aneignung der Natur durch den Menschen, mit dem Zweck seiner Reproduktion. Eigentum ist damit Prozess des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur. Dieser Stoffwechsel vollzieht sich mit Hilfe von drei Elementen: Die Natur ist das Rohmaterial, die Instrumente der Bearbeitung der Natur sind die Arbeitsinstrumente, und die Ergebnisse der Bearbeitung der Natur schließlich sind die Früchte, die Mittel der Reproduktion. Diese drei Elemente sind die objektiven Bedingungen der Produktion und die Art und Weise, wie sich die Individuen zu diesen Bedingungen verhalten, beschreibt historisch die je unterschiedlichen Eigentumsverhältnisse. (Nuss 2006: 152)

Auch in Friedrich Engels Ausführungen zur Wohnungsfrage ist die Rede von der „arbeitenden Masse [...] [die] auf die zu ihrer Existenz und Fortpflanzung notwendige Summe von

Lebensmitteln [...] angewiesen ist“. Gemeint ist hier nicht die Bedeutung der Lebensmittel als Nahrungsmittel, sondern alle Mittel, die notwendig sind, das Leben zu erhalten.

Der Aspekt der Reproduktion und ihrer materiellen Voraussetzungen findet Erwähnung, jedoch eher als Ergebnis der Produktion oder als dessen warenförmiges Produkt. Der Bereich der Produktion scheint dem der Reproduktion vorauszugehen, sodass es folgerichtig auch das Eigentum an Produktionsmitteln ist, welches die Analyse dominiert. Ebenso gut könnte jedoch die Annahme gelten, dass der Produktion die Reproduktion vorausgeht – also zunächst die genährten, erholten und gebildeten Arbeitskräfte zur Verfügung stehen müssen, bevor die Produktion möglich wird. Die Erkenntnis der materiellen Voraussetzungen der Reproduktion ist nicht grundsätzlich neu, ebenso wenig wie die Debatte um die Dominanz der Produktionssphäre in marxistischen Analysen. Die Perspektive, die (Re-)Produktionsmittel zum Gegenstand der Eigentumsfrage zu machen, ist es doch jedoch – so mein Eindruck – schon.

Wohneigentum als Privateigentum an (Re-)produktionsmitteln

„Wohnen [...] gehört zu den elementaren Bedürfnissen des Menschen und weckt Assoziationen wie Sicherheit, Schutz, Geborgenheit, Kontakt, Kommunikation und Selbstdarstellung.“ (Hannemann 2014: 37) Neben dem Schutz vor Witterung ist Wohnen immer schon Ausdruck von Status und sozialer Lage gewesen sowie Gegenstand der Identifikation und – vor allem in der Postmoderne – der Individualisierung. Es ist vermutlich diese Kombination aus essentiellem Grundbedürfnis und symbolischem Gehalt, der die Wohnung nicht nur zu einem der wichtigsten Güter, sondern auch zu einem idealen Objekt der Kommodifizierung macht.

Für die Perspektive des Wohnraums als Reproduktionsmittel ist die funktionale Ebene des Wohnraums entscheidend. Die Wohnung ist der Ort, an dem der Großteil der Prozesse der alltäglichen Reproduktion verrichtet werden: Kochen, Essen, Schlafen und Hygiene. Oft ist die Wohnung zudem der Ort der (familiären) Nahbeziehungen und damit von Nähe und Intimität. Erst über eine Wohnung ist in der Regel der Zugang zu den wesentlichen (Hilfs-)Mitteln der Reproduktion gewährleistet: ein Wasseranschluss, eine Heizung, eine Dusche oder Wanne, eine Kochgelegenheit usw.

„Zu den Produktionsmitteln zählt man Rohstoffe (im weitesten Sinne Natur), Maschinen (z.B. Computer, Roboter), Werkzeuge, Hilfsmittel, Fabrik- und Bürogebäude, Grund und Boden etc., das heißt all das, womit Güter produziert und Dienstleistungen erbracht werden können.“

(Nuss 2020: 206) Hier werden also sowohl die mobilen (Werkzeuge, Rohstoffe, Hilfsmittel) als auch die immobilen Mittel (Fabrik- und Bürogebäude, Grund und Boden) zu Produktionsmitteln zusammengefasst. In diesem Sinne schlage ich vor, auch bei den Reproduktionsmitteln nicht zwischen Rohstoffen (z.B. Wasser und Lebensmittel), Hilfsmitteln (z.B. eine Dusche oder ein Herd) und Orten der Reproduktion zu unterscheiden, sondern die Wohnung, analog zum Fabrik- und Bürogebäude, ebenfalls als Reproduktionsmittel zu fassen. So wie die Produktion maßgeblich von diesem Ort abhängig ist und erst der garantierte Zugang zur Produktionsstätte auch die Nutzung der Werkzeuge und Hilfsmittel und somit die Produktion ermöglicht, verhält es sich auch mit der Reproduktion.

Natürlich können sich die konkreten Orte und Prozesse der Produktion und Reproduktion massiv unterscheiden (landwirtschaftliche Produktion vs. Fließband, nomadisches Leben im eigenen Auto vs. Großwohnsiedlung vs. Eigenheim mit Garten). Gemeinsam ist ihnen aber, dass es hintergründig Eigentumsverhältnisse sind, die den Zugang zu den (Re-)Produktionsmitteln strukturieren: Entweder ich verfüge mittels Eigentums selbst über die Stätten der (Re-)Produktion, auf die ich angewiesen bin, oder ich bin darauf angewiesen, den Zugang gegen etwas einzulösen – in diesem Fall Miete oder Arbeitskraft.

Wohnen und Eigentum

Etwa 55 Prozent des Vermögens privater Haushalte sind in Immobilien investiert (vgl. Dt. Bundesregierung 2017: 22) (Stand 2016). Auch auf die alltäglichen Ausgaben betrachtet zeigt sich, dass Wohnkosten den höchsten Posten in den Konsumausgaben privater Haushalte markieren (ebd.: 23). Gleichzeitig hat Deutschland den Ruf des ‚Landes der Mieter‘. 58 Prozent der Bevölkerung wohnen zur Miete (DeStatis 2018: 20) (Stand 2018). Die Anzahl der Haushalte, die in selbstgenutztem Wohneigentum leben, lag 2018 bei 42 Prozent (DeStatis 2018: 20). Gleichzeitig hegt ein Großteil der Bevölkerung den Wunsch, Wohneigentum zu bilden (vgl. Egner 2014: 7). Beim Wohneigentum zur Selbstnutzung steht das eigene Haus am höchsten im Kurs. 69 Prozent der Haushalte mit Wohneigentum leben im Einfamilienhaus (DeStatis 2018: 20).

„Darin spiegelt sich offenkundig eine Grundhaltung, dass nur das ‚Haus‘ adäquate Heimat sein kann, dass vornehmlich das Eigenheim die Selbstbestimmung eines ‚eigenen Reichs‘ gewährt und dass man sich mehrheitlich nicht der – und sei es graduellen – Fremdbestimmung Anderer, wie im Wohneigentumsgesetz (WEG) geregelt, aussetzen will.“ (Egner 2014: 6)

Neben den Privilegien, die mit Wohneigentum einhergehen, sind Unabhängigkeit und Autonomie, die sich durch

Wohneigentum erkauf werden, entscheidend. Bei dieser Autonomie handelt es sich im Kern um die Unabhängigkeit vom Eigentum anderer, also um die unverstellte Verfügungsmacht über Wohnraum als Ort der Reproduktion für die Gegenwart aber auch für zukünftige Generationen.

„Das Haus gehört zur Familie als sozialer Einheit, die ihre eigene biologische Reproduktion (es ist Möglichkeitsbedingung in den Fortpflanzungsplänen) ebenso sichern will, wie ihre soziale Reproduktion (es zählt zu den Hauptmitteln, mit denen die Haushaltseinheit die Akkumulation und Bewahrung eines bestimmten übertragbaren Besitzstands sichert.“ (Bourdieu u. a. 2006: 52)

Im Gegenteil dazu bedeutet das Wohnen zur Miete für den Zugang zum Reproduktionsmittel Wohnraum, vom Eigentum Anderer abhängig zu sein. Die Eigentümer*innen stellen ihren Wohnraum gegen die Zahlung einer Miete zur Verfügung.² Im Kontrast zum Wohneigentum zur Selbstnutzung steht hier seitens der Vermieter*innen der Tauschwert im Vordergrund – also das Interesse, je nach ökonomischen Ambitionen, das Mietobjekt möglichst gewinnbringend auf dem Wohnungsmarkt zu platzieren. „[D]ie Konstellation von Mieter*innen und Eigentümer*innen [muss] als grundlegendes Widerspruchsverhältnis interpretiert werden, das in der ungleichen Verteilung von Eigentumstiteln und der Entkoppelung von Tausch- und Gebrauchswerten von Häusern und Wohnungen begründet liegt.“ (Holm 2011: 11) Während sich bei der Selbstnutzung der Doppelcharakter von Gebrauchs- und Tauschwert (bzw. Vermögenswert) auch in der Einheit von Eigentümer*in und Nutzer*in widerspiegelt, hat bei der Vermietung der*die Nutzer*in das Interesse am Gebrauchswert und der*die Vermieter*in das Interesse am Tauschwert. Die durchschnittliche Mietbelastungsquote in deutschen Großstädten (Anteil der Miete am Haushaltseinkommen) lag 2018 bei 29,8 Prozent. Ein Anteil von 49,2 Prozent der Haushalte muss jedoch mehr als 30 Prozent der Haushaltseinkommens für die Miete aufwenden, bei 25,9 Prozent sind es sogar mehr als 40 Prozent und bei 11,9 Prozent mehr als 50 Prozent (Holm u. a. 2021). Die sogenannte „Leistbarkeitsgrenze“ liegt bei 30 Prozent des Haushaltseinkommens (Holm u. a. 2021: 27), „ab 40 Prozent spricht man von einer Wohnkostenüberlastung, die zu Verschuldung und im schlimmsten Fall zu Wohnungslosigkeit führt“ (Deutscher Mieterbund 2020). Unter den Armutgefährdeten (< 60 Prozent des Medianeinkommens) liegt die Mietbelastungsquote bei 46,2 Prozent (Holm u. a. 2021: 28).

Dies liegt zum einen daran, dass die Kosten für Wohnraum ohnehin einen extrem großen Posten in den Reproduktionsausgaben ausmachen, zum anderen aber auch daran, dass Wohnraumimmobilien als Kapitalanlage diese Kosten immer weiter in die Höhe treiben.

Es ist eine gängige Perspektive, über das Privateigentum an Produktionsmitteln Abhängigkeits- und Ausbeutungsstrukturen zwischen Eigentümer*innen und Eigentumslosen, zwischen Kapitalist*innen und Lohnabhängigen, auszumachen. Aufgrund dessen Stellung im Produktionsprozess wird in der Perspektive der klassischen Politökonomie allerdings „[d]as Geschäft des Wohnungshandels und der Wohnungsvermietung [...] selbst bei beträchtlichen Gewinnen nicht als Generierung von Mehrwert verstanden.“ (Holm 2011: 10) Dennoch ergeben sich auch für den Bereich der Reproduktion Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnisse, die auf ihren Charakter als Privateigentum und den damit verbundenen Zugangs- und Verfügungsrechten sowie Profitmöglichkeiten zurückzuführen sind.

Ebenso wie in Bezug auf die Produktionsmittel ist es der Wachstumzwang des Kapitals, der hier die Regeln vorgibt.

„Die aktuellen Debatten zeigen deutlich, welche Grundfesten die kapitalistische Gesellschaftsordnung ausmachen – Privateigentum an Produktionsmitteln und Grund und Boden – und welches profane Interesse damit verbunden ist, sobald dies eine Größe jenseits von kleineren Handwerksbetrieben oder dem selbstgenutzten Eigenheim erreicht hat: Profit.“ (Prokla (Redaktion) 2020: 197)

Auf der einen Seite stehen also privatwirtschaftliche Interessen und der globale Finanzmarktkapitalismus, die wortwörtlich bin ins Wohnzimmer der Bevölkerung vorgedrungen sind und dort eine Profitquelle gefunden haben. Auf der anderen Seite steht ein immer größer werdender Bestandteil der Bevölkerung, der sich kaum noch die Miete, geschweige denn Wohneigentum leisten kann und einen essentiellen Bestandteil seiner Reproduktionsbedingungen dem Kapital ausgeliefert sieht.

Schlussfolgerungen – Protest zwischen Produktion und Reproduktion

Werden die Kämpfe im Lohn- und Reproduktionssektor separat geführt, beißt sich die Katze immer wieder selbst in den Schwanz. Es geht nicht darum, ein „Entweder-Oder“ zwischen Arbeits- und Mietkämpfen auszumachen. Stattdessen möchte ich die Perspektive der Problematisierung und Politisierung der (Re-

² Es gibt auch Vermieter*innen, die gleichzeitig zur Miete wohnen, es kann sich also auch um eine Abhängigkeitskette handeln.

)Produktionsverhältnisse stark machen – als reziprokes, symbiotisches Verhältnis von Produktion und Reproduktion.

Mietkämpfe sind dafür ein geeignetes Feld: Die Verschränkung von Lohn- und Reproduktionskosten ist bei jeder Reproduktionsausgabe gegeben, jedoch ist sie allein schon aufgrund der Höhe nicht bei jeder Ausgabe so offensichtlich wie bei den Kosten für das Wohnen. „Immer wieder und mit unterschiedlichen Methoden wie etwa Mietstreik, massenhafte Hausbesetzungen, aber auch Aufbau nicht-verwertungsorientierter Wohnversorgungsinstitutionen – erweist sich [...] die Mietfrage als eine Ursache der Repolitisierung der Auseinandersetzung um die gesellschaftliche Reproduktion.“ (Belina 2018: 869)

Dass es im Mietkampf nicht primär um Arbeits- sondern um Lebensverhältnisse geht, kann auch zum Vorteil genutzt werden. Mit der Fokussierung auf Arbeits- und Produktionsverhältnisse wird ein wesentlicher Teil der menschlichen Existenz ausgespart, nämlich Beziehungen, das Leben an sich und die Lebens- und Reproduktionsverhältnisse. Die politische Ökonomie geht davon aus, dass Produktion zum Zwecke der Reproduktion erfolgt (vgl. Nuss 2006: 152). Dies mag für Teile der Produktion stimmen. Es gibt jedoch ebenso viele Bereiche der Produktion, die Bedürfnisse befriedigen, die als Konsum- oder Luxusgüter nicht direkt der Reproduktion dienen – oder die die Reproduktion durch z.B. Vernichtung von Lebensmitteln oder spekulativem Leerstand von Wohnraum aktiv verhindern. Raul Zelik äußert in Bezug auf die COVID-19-Pandemie die Hoffnung, dass diese zum Anlass wird, einen neuen, queer-feministischen und grünen Sozialismusbegriff zu etablieren: „Sowohl die Corona-Pandemie als auch die ökologische Krise verweisen auf die Verwobenheit gesellschaftlich-materieller Strukturen in das ‚Netz des Lebens‘“ (Zelik 2020: 351) – und so auch die Wohnungsfrage. Die Problematisierung der Lohnhöhe sowie der Kosten für einen gewissen Lebensstandard ist dabei jedoch noch zu kurz gegriffen. Stattdessen sollten sowohl die Produktions- als auch die Reproduktionsverhältnisse explizit als Eigentumsverhältnisse thematisiert werden. Auch Zelik macht diesen Punkt stark: Nur die sozialistische Theorie ziehe Eigentum als zentrale Machtressource heran, und sei daher als einzige in der Lage, Prozesse der Inwertsetzung schlüssig zu erklären (vgl. ebd: 550f). Es ging mir in diesem Tex nicht darum, eine Leerstelle in der generellen Beschäftigung mit Veränderungen der Eigentumsstrukturen festzustellen. Diese Debatten werden unter Begriffen wie Ökonomisierung, Kommodifizierung, Privatisierung und Finanzialisierung des öffentlichen Sektors bereits breit geführt. Unbedingt zu nennen sind hier

David Harvey und Klaus Dörre, die diese Zugriffe des Kapitals bereits als „Akkumulation durch Enteignung“ (Harvey 2004) und unter dem Begriff der „kapitalistischen Landnahmen“ (dazu exemplarisch: Dörre 2013, 2019) als Prozesse fortlaufender ursprünglicher Akkumulation beschreiben.

Es geht vielmehr um die Frage der Rahmung und des *Wordings* dieser Debatten: Die „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ Kampagne ist ein gutes Beispiel dafür: Man stelle sich vor, diese Kampagne würde unter dem Titel „Gegen die Finanzialisierung des Wohnungssektors durch börsennotierte Großunternehmen wie Deutsche Wohnen & Co“ erfolgen. Vermutlich würde dies nicht viel mehr als ein resigniertes Schulterzucken ob dieser Gegenwartsdiagnose auslösen. Für die notwendige Zuspitzung, der es bedarf, um in gesellschaftlichen Diskurs aufgegriffen zu werden, ist es zentral, den Ursprung dieser Prozesse beim Namen zu nennen und sie als das zu behandeln, was sie sind – nämlich Eigentumsfragen.

Literaturverzeichnis

- Belina, Bernd (2018): Miete, in: Wolfgang Fritz Haug, Frigga Haug, Peter Jehle, u. a. (Hrsg.), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Band 9 1: Maschinerie bis Mitbestimmung*, Hamburg: Argument, S. 858–870.
- Bourdieu, Pierre; Steinrücke, Margareta; Bourdieu, Pierre (2006): *Der Einzige und sein Eigenheim*, Erw. Neuausg., unveränd. Nachdr. Hamburg: VSA-Verl (Schriften zu Politik & Kultur).
- DeStatis (2018): *Wohnverhältnisse privater Haushalte*, (Sonderheft 1) Statistisches Bundesamt (Fachserie 15).
- Deutscher Mieterbund (2020): Unterschiedliche Mietbelastung am deutschen Mietwohnungsmarkt, [online] <https://www.mieterbund.de/presse/pressemeldung-detailansicht/article/57144-unterschiedliche-mietbelastung-am-deutschen-mietwohnungsmarkt.html> [17.08.2020].
- Dörre, Klaus (2013): Landnahme. Triebkräfte, Wirkungen und Grenzen kapitalistischer Wachstumsdynamik., in: Maria Backhouse, Olaf Gerlach, Stefan Kalmring, u. a. (Hrsg.), *Die globale Einhegung - Krise, ursprüngliche Akkumulation und Landnahmen im Kapitalismus*, 1. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 112–140.
- Dörre, Klaus (2019): Risiko Kapitalismus. Landnahme, Zangenkrise, Nachhaltigkeitsrevolution., in: Klaus Dörre, Hartmut Rosa, Karina Becker, u. a. (Hrsg.), *Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften: Sonderband des Berliner Journals für Soziologie*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, doi: 10.1007/978-3-658-25947-1.
- Dt. Bundesregierung (2017): *Dritter Bericht der Bundesregierung über die Wohnungs- und Immobilienwirtschaft in Deutschland*, (Unterrichtung durch die Bundesregierung Nr. 18/13120).
- Egner, Björn (2014): Wohnungspolitik seit 1945, in: *ApuZ / Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 20-21/2014 »Wohnen«, S. 13–29.
- Hannemann, Christine (2014): Zum Wandel des Wohnens, in: *ApuZ / Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 20-21/2014 »Wohnen«, S. 36–43.
- Harvey, David (2004): The „New“ Imperialism: Accumulation by Dispossession, in: *Socialist Register*, Jg. 40.

Holm, Andrej (2011): Wohnung als Ware: zur Ökonomie und Politik der Wohnungsversorgung, in: *Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, Jg. 31, Nr. 121, S. 9–20.

Holm, Andrej; Regnault, Valentin; Sprengholz, Maximilian; u. a. (2021): *Die Verfestigung der Wohnverhältnisse und der sozialen Wohnversorgung von 2006 bis 2018 in 77 deutschen Großstädten*, (Nr. 217) (Working Paper Forschungsförderung).

Marx, Karl (1988): *Das Kapital. Bd. 1*, Nach d. 4. von Friedrich Engels durchges. u. hrsg. Aufl., Hamburg 1890, 32. Aufl. Berlin: Dietz.

Nuss, Sabine (2006): *Copyright & Copyriot: Aneignungskonflikte um geistiges Eigentum im informationellen Kapitalismus*, 1. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Nuss, Sabine (2020): »Geld oder Leben«: Corona und die Verwundbarkeit der Eigentumslosen, in: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, Jg. 50, Nr. 199, S. 201–218, doi: 10.32387/prokla.v50i199.1867.

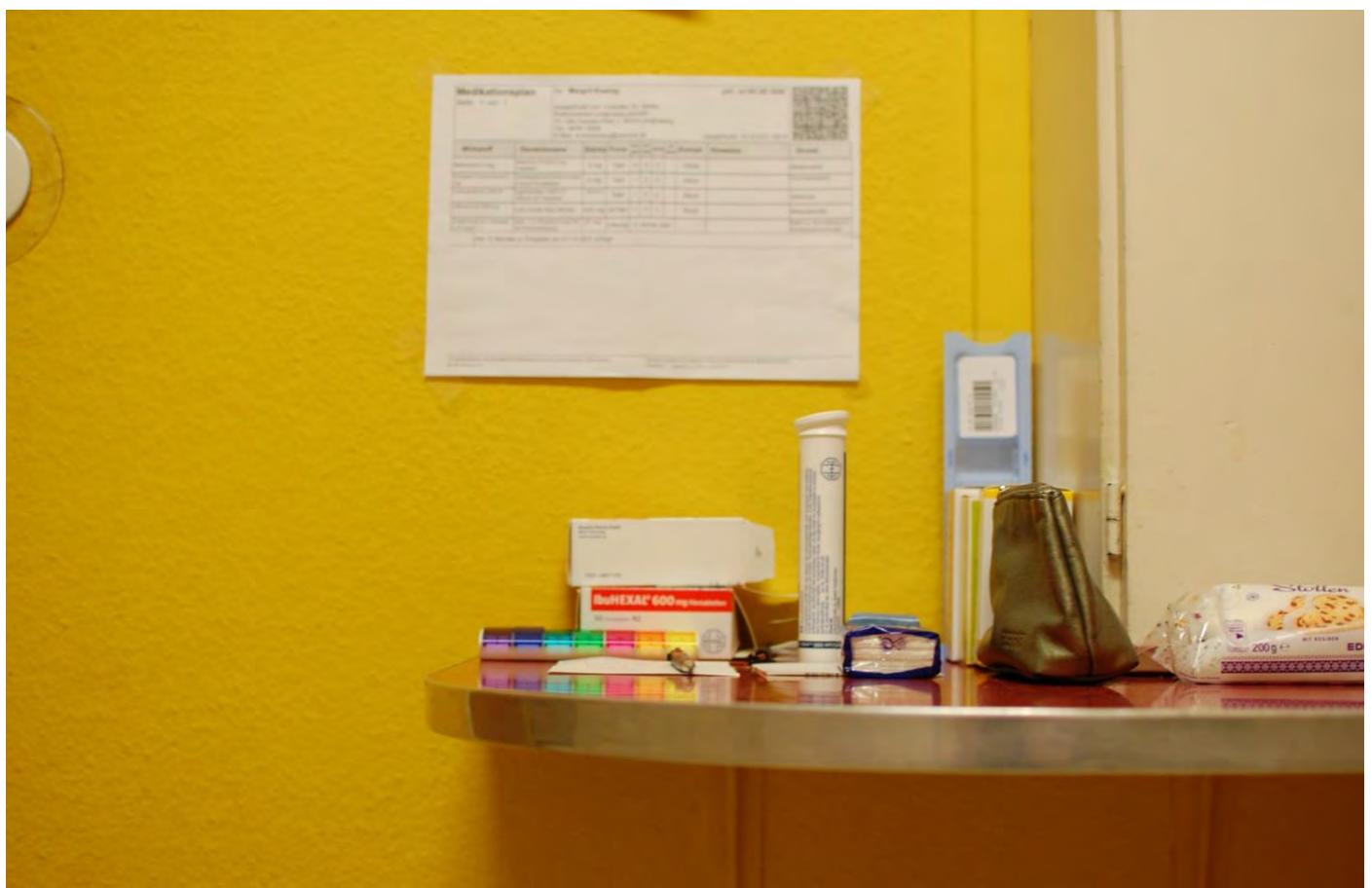
Nuss, Sabine (2019): *Keine Enteignung ist auch keine Lösung: die grosse Wiederentzündung und das vergiftete Versprechen des Privateigentums*, 1. Auflage. Berlin: Dietz.

Prokla (Redaktion) (2020): Editorial: Politische Ökonomie des Eigentums, in: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, Jg. 50, Nr. 199, S. 196–200, doi: 10.32387/prokla.v50i199.1887.

Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft*, 1. Aufl. Bielefeld: transcript.



© Eva Isselstein



© Eva Isselstein

Marginalisiertes Wohnen

Beginenhof zwischen stereotyper Zuschreibung und „Türöffner“ für weitere Wohnprojekte. Ein Fallbeispiel.

Nina Vischer (Regensburg | )
Kyra Schneider (Regensburg | )

Kyra Schneider und Nina Vischer arbeiten als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen im Forschungsprojekt „WellCare“ an der OTH Regensburg. Sie beschäftigen sich mit Fragen rund um Wohnen und Wohnprojekte, Care und Gender. Sie würden sich über Austausch, Nachfragen und Interesse freuen!

Beginenhöfe stellten im Mittelalter für Frauen¹ eine Lebensform jenseits von Ehe und Kloster dar, und boten damit ein emanzipatorisches Potential, das in den letzten Jahrzehnten die Neugründungen von Beginen-Wohngemeinschaften inspirierte. So beschreibt der Dachverband der Beginen das Selbstverständnis der modernen Beginenbewegung wie folgt: „900 Jahre Geschichte der Beginen in Europa haben die Frauen unserer Zeit ermutigt und bestärkt, eigenständige Lebens-, Wohn- und Wirtschaftsformen autonom zu entwickeln. [...] Die heutigen Beginen fühlen sich der gesellschaftlichen Gleichstellung von Frauen, der Gewaltfreiheit, dem schonenden Umgang mit der Natur und den Ressourcen unseres Planeten verpflichtet. Sie unterstützen sich gegenseitig und nutzen die Unterschiedlichkeit der Frauen für die individuelle Weiterentwicklung und die der Gemeinschaft (affidamento)“ (Dachverband, 2019). Als gemeinschaftliche Frauenwohnform stellen Beginenhöfe also Möglichkeitsräume für gelebte feministische Wohn-Utopien dar. Zugleich waren und sind sie eingebettet in gesellschaftliche Zusammenhänge, die solche Wohnformen ebenso erschweren wie ermöglichen können. In unserem Beitrag möchten wir den Fokus auf die Rolle der Kommune, also der Stadt- bzw. Gemeindepolitik, -verwaltung und -gesellschaft bei der Realisierung eines Beginenhofes anhand eines Fallbeispiels² einer Stadt im ländlichen Raum legen. Dabei gehen wir anhand empirischer Beispiele aus Interviews und einer Gruppendiskussion mit Beginen und involvierten Akteur*innen folgenden Fragen nach: Wie kann

eine Kommune den Aufbau und die Weiterführung von Beginenhöfen aktiv unterstützen? Welchen Reaktionen begegnen die Beginen dabei? Wie fühlen sich die Beginen mit ihrem Frauenwohnprojekt in der Stadtbevölkerung angenommen?

Beginenhöfe als Frauen-Wohnform damals und heute

Ursprünglich entstand das Beginenwesen in den Niederlanden im 12. Jahrhundert, verbreitete sich aber im 13. und 14. Jahrhundert europaweit (vgl. Unger, 2009): In sogenannten Beginenhöfen schlossen sich Frauen in einer gemeinschaftlichen Wohn- und Lebensform zusammen, um wirtschaftlich unabhängig zu leben (vgl. Dachverband, 2019). Beginen waren keine Nonnen, da sie kein Gelübde ablegten, sondern ein „Versprechen“, wonach sie sich zu einem frommen und keuschen Leben verpflichteten und ein halbreligiöses „Leben zwischen Welt und Kloster“ führten (Unger, 2009, S. 135). Beginenkonvente stellten im Mittelalter eigenständige Wirtschaftseinheiten dar (vgl. Unger, 2009), und boten einen Ausweg aus der traditionellen Frauenrolle als Ehefrau, die in ihrer wirtschaftlichen Selbstständigkeit beschränkt war. Neben handwerklichen Tätigkeiten zum Broterwerb gehörten regelmäßige Gebete zum Alltag der Beginen ebenso wie die „Caritas“. Vor der Existenz wohlfahrtsstaatlicher Strukturen übernahmen die Beginen damit wichtige Sorgefunktionen im sogenannten „Care“-Sektor, sei es bei der Pflege von Alten und Kranken, dem Aufnehmen von Waisen und Findelkindern oder dem Unterrichten von Mädchen: „Beginen waren die klassischen Sozialarbeiterinnen des Mittelalters, die auf allen denkbaren Feldern menschlicher Bedürftigkeit aus christlicher Nächstenliebe tätig waren“ (ebd. S. 141). Obwohl es immer wieder Unterstützung der damaligen Beginen z.B. in Form finanzieller Wertschätzung des Stadtrates gab (vgl. Marchal, 2020) – wobei man diese immer auch unter Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen reflektieren muss –, eckte „ihre Art zu leben [an], wodurch sie in das Spannungsfeld anderer rivalisierender Mächte und Gruppen gerieten. Kirche, Ratsherren und Zünfte trugen ihre Konflikte auf dem Rücken der Beginen aus“ (Dachverband, 2019). Dies führte ab dem 14./15. Jahrhundert zu einem weitestgehenden Zerfall der

¹ Mit „Frauen“ bzw. „Männer“ meinen wir alle Menschen, die von der Gesellschaft als „weiblich“ bzw. „männlich“ gelesen werden.

² Das in diesem Beitrag dargestellte Fallbeispiel stammt aus dem laufenden Teilprojekt an der OTH Regensburg im Rahmen des vom BMBF geförderten Forschungsprojekts „WellCare: Gutes Leben – Gutes Care: Innovative Sorgestrukturen und konkrete Praxis

sozialräumlich verankern“. In diesem werden Fragen von geschlechtergerechter Organisation von Care und die Rolle alternativer Wohnkonzepte in der Kommune untersucht. Die Verantwortung für den Inhalt dieses Beitrags liegt bei den Autorinnen. Die Projektleitung an der OTH Regensburg liegt bei Prof. Dr. Clarissa Rudolph.

Beginenhöfe. Erst in den 1980er Jahren stieg das Interesse an Frauenwohnprojekten wieder und ab Anfang der 2000er Jahre erlebten die Beginenhöfe einen Aufschwung (vgl. Fedrowitz, 2016). Das Konzept der mittelalterlichen Beginen wurde zum Inbegriff einer sich gegen die männliche Dominanz auflehnende, emanzipierte Lebensform und zum Vorbild für – teilweise spirituell geprägte – Frauenwohnprojekte. Wenngleich der emanzipatorisch-feministische Aspekt der mittelalterlichen Beginen historisch gesehen überschätzt worden sein mag (vgl. Marchal, 2020), so stellt diese Wohn- und Lebensform heute doch für viele Frauen eine Möglichkeit dar, sich aus den qua ihrer weiblichen Rolle zugeschriebenen Care-Verpflichtungen zur „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden, 1977) – als Mutter, Ehefrau, (Schwieger)Tochter etc. – zu befreien. Dies wurde auch in unserem Fallbeispiel deutlich: „Und das war für sie einer der Impulse, in ein Frauenwohnprojekt zu gehen. Da versorgen sie sich selbst, ganz klar, aber niemand anderen mehr“ (Gruppendiskussion, Frau W). Selbst wenn sich das Wohnen ohne Mann zufällig ergeben haben mag, so kann es doch als „eine individuelle Antwort auf die nicht (mehr) akzeptierte, gesellschaftlich verankerte Geschlechterhierarchie“ (Löw 1994 zit. n. Becker 2009, S. 17) interpretiert werden, „die der traditionellen häuslichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern den Boden entzieht und die emotionale Versorgung des Partners zumindest zeitweilig ausschließt“ (Krüger 1990 zit. n. Becker 2009, S. 17). Zugleich bedeutet das Leben in Gemeinschaft gegenseitige Solidarität – nur eben nicht als Verpflichtung aufgrund einer zugeschriebenen gesellschaftlichen Rolle. Stattdessen wird die gegenseitige Unterstützung freiwillig und individuell ausgehandelt: „Aber das läuft nicht über Regeln, sondern das macht jede Frau wirklich so, wie ihre Beziehung dazu ist“ (Interview Frau Y).

Damals wie heute begegnet man Beginen „stets mit Neugier, doch nicht frei von Misstrauen“ (Krüger 2014 zit. n. Marchal 2020, S. 19). Einerseits erfahren sie Unterstützung und Sympathie, werden aber gerade auch als dezidiertes Frauenprojekt mit Vorbehalten konfrontiert. Welche Rolle die Kommune bei der praktischen Umsetzung eines Beginenhofs einnahm und welche Reaktionen der Stadtbevölkerung sich zeigten, wird in folgendem Text anhand empirischer Beispiele nachgezeichnet.

Mit viel persönlichem Einsatz zum Beginenhof

Auf einer von der kommunalen Gleichstellungsstelle organisierten Informationsveranstaltung für Frauen wurde in unserem Fallbeispiel ein bereits existierender Beginenhof im Umland vorgestellt. Damit wurde auf diese gemeinschaftliche Frauen-Wohnform überhaupt erstmals

aufmerksam gemacht. Die Idee der Beginen stieß dabei auf reges Interesse und Begeisterung bei einer Gruppe von Frauen, die sich noch am gleichen Abend zu dieser Wohnform austauschten und sich Unterstützung und Begleitung aus der kommunalen Gleichstellungsstelle sicherten. Diese unterstützte die Frauengruppe, indem sie eine Wohnprojekte-Beratung und Moderation für den Gruppenfindungsprozess und die Anleitung zur Vereinsgründung organisierte und finanzierte. Über informelle Netzwerke bildeten sich dominoartige Kontakte: Die Gleichstellungsstelle brachte Zugang zum Bauamt, dieses zum Architekten, der von der Beginen-Idee begeistert war und den Beginenhof für einen geringen Preis, aber mit hoher Mitbestimmung der Beginen plante. Durch den Architekten entstanden Kontakte zum Investor, welcher die Beginen von Anfang bis heute mit Wohlwollen und Stolz ideell und finanziell unterstützt und den Beginenhof mit einem überwiegenden Anteil an öffentlich geförderten Wohnungen erbaute. In einem unserer Interviews wurde Erstaunen geäußert, dass die Bewohnerinnen des Beginenhofes „verblüffend gut ausgebildet und verblüffend arm“ (Interview Frau X) seien. Hier spiegelt sich die gesellschaftliche Situation wider, dass die Bedingungen der Wohnraumversorgung für Frauen insgesamt schwieriger sind, da diese – vor allem auch im Alter – verstärkt von Armut betroffen sind (vgl. Dackweiler/Rau/Schäfer, 2020).

„Frauenhaus“, „Pflegeheim“ und andere Vorurteile – die Beginen erkämpfen sich ihr Projekt

Soweit könnte man denken, dass es sich um ein beispielhaftes Frauenwohnprojekt handelt, aber bei näherer Betrachtung fällt auf, mit welchen Vorurteilen die Frauen konfrontiert waren und welche Widerstände sie für ihre Idee des gemeinsamen Wohnens überwinden mussten. So traf die erste Vorstellung der Beginen-Idee der Frauen weder bei kommunalpolitischen Entscheidungsträger*innen noch bei Wohnungsunternehmen als potenziellen Investor*innen auf offene Ohren. Ob die Thematik neuer Wohnformen zu neu und „utopisch“ war oder doch eher die Frauen-Gruppe nicht ernst genommen wurde, ist ungewiss. Nicht nur die Stadtverwaltung und -politik begegnete dem Beginen-Projekt anfangs mit Skepsis. Die interviewten Beginen schilderten ebenso Vorurteile, mit denen sie aus der Stadtbevölkerung konfrontiert wurden und verdeutlichen, welche Klischees nach wie vor wirkmächtig sind und Frauen entweder als „Opfer“ oder als „Männerhasserinnen“ zeichnen. So wurde das Beginen-Projekt anfangs mit „Frauenhaus“, „geschlagene Frauen“ und „staatlicher Finanzierung“ assoziiert oder ihnen „Männerhass“ unterstellt. Diesem Missverständnis begegnen die Beginen mit der Klarstellung, dass sie sich

„nicht als männerfeindlich, sondern frauenfreundlich“ (Interview Frau Z) verstehen: So dürfen Männer jederzeit zu Besuch kommen, aber eben nicht dauerhaft einziehen, da die Frauen selbstbestimmt, sicher und ohne Hierarchie unter anderen Frauen in ähnlichen Lebenslagen zusammenwohnen und leben möchten. Auch die Intention der Beginen, in solidarischer Gemeinschaft miteinander zu leben, weckte reges Interesse und Nachfragen bezüglich des räumlichen Zusammenlebens der Frauen: Entgegen der Annahme, dass Toilette und Küche wie in einer WG geteilt werden, leben alle Frauen in ihren eigenen Wohnungen, können jedoch zusätzlich die Gemeinschaftswohnung nutzen und somit selbst zwischen Individualität und Gemeinschaft entscheiden. Außerdem wurde das gemeinschaftliche Wohnen und das sich um- und füreinander Sorgen oftmals als „Pflegedienstleistung“ fehlinterpretiert: „Die Bevölkerung meinte, ach da ist ein Beginenhof, da kann ich mich ja dann pflegen lassen.“ (Interview Frau Z). Selbst eine Begine schildert ihre Vorbehalte vor Einzug in das Projekt: „Ich war erst sehr skeptisch und habe gesagt, nein, was ist das denn – Betreutes Wohnen oder hm, Alterssitz, gehöre ich da überhaupt hin und so.“ (Interview Frau Y).

Der Beginenhof als Vorreiter-Projekt

Von diesen Vorurteilen und Hindernissen ließen sich die angehenden Beginen jedoch nicht beirren, sondern begegneten ihnen aktiv durch Öffnung ihres Wohnprojekts für Besucher*innen und Nachbar*innen. Die Beginen regten bewusst die Kommunikation zur Nachbarschaft an, so dass heute gute Bekanntschaften bestehen. Die Nachbarschaft profitiert zudem von den Möglichkeiten der Gemeinschaft, beispielsweise durch den Tag der offenen Tür oder während des ersten Corona-Lockdowns, als die Beginen ein abendliches Singen auf den Laubengängen bei Kerzenlicht initiierten, in das nach und nach die ganze Straße einstimmte. Dass „das erste Projekt [...] immer dicke Bretter bohren“ muss (Interview Frau Z) zeigte sich auch darin, dass sich ein zweiter Beginenhof in der Umgebung anbahnte, der ohne Widerspruch oder geäußerte Vorurteile aus der Stadtbevölkerung als Frauenwohnprojekt angenommen wurde.

Ebenso trug das Engagement der Beginen bei Stadtverwaltung und -politik Früchte. Als der Beginenhof in der Bauphase steckte und quasi etwas „Handfestes“ vorzuweisen hatte, änderte sich die ablehnende Haltung der kommunalen Akteure, sodass die Kommunalverwaltung die

weitere Entstehung im Rahmen ihrer Möglichkeiten unterstützte und vorantrieb. Die Beginen waren froh über die „charmante Situation, dass wir jemanden im Rücken hatten“ (Interview Frau Z). Das vertrauensvolle und gute Verhältnis der Beginen zur Stadt besteht nach eigenen Aussagen auch heute noch. Gemessen an der normalen Entstehungsdauer von Wohnprojekten wurde der Beginenhof sehr schnell realisiert. Die Umsetzung dieses Projektes führte zur Thematisierung neuer Wohnformen und Bedarfe gemeinschaftlichen Wohnens: Eine kommunale Koordinierungsstelle für neue Wohnformen wurde implementiert und durch einen zivilgesellschaftlichen Dachverein ergänzt. Ebenso werden heute verschiedene Wohnprojekte auch von Wohnungsunternehmen aktiv gefördert. Der Beginenhof stellte damit den Startschuss für weitere gemeinschaftliche Wohnprojekte in der Kommune dar.

Hindernisse überwunden – Empowerment auf ganzer Linie?

Wie unser Beispiel zeigt, war der Weg des Beginenhofes durchaus mit einigen Hindernissen, vor allem aber mit Vorurteilen gepflastert. Nur durch das Engagement und die Zusammenarbeit von Einzelpersonen konnten der Beginenhof realisiert und ihm entgegengebrachte Vorurteile abgebaut werden. Zugleich stellt das Beginenprojekt in unserem Beispiel insofern einen Moment der Ermächtigung dar, als es als „Türöffner“ für nachfolgende Projekte dienen konnte und nachhaltig auch auf Strukturebene wirkte, indem eine kommunale Koordinierungsstelle für neue Wohnformen implementiert wurde. Außerdem kann das Frauenwohnen in einem Beginenhof eine „reale feministische Utopie“ auf Mikro-Ebene realisieren: Als Möglichkeitsraum gelebter (Frauen*)³Solidarität bietet es einen Weg zur Befreiung aus vergeschlechtlichten, alltäglichen (Rollen)Zwängen und eröffnet Räume zur Aushandlung von Care-Organisation. Obgleich Frauenwohnen bedeutet, dass eine Umverteilung von Care im Privaten nur auf den Schultern von Frauen erfolgt, kann (Für)Sorge nun freiwillig, zumindest aber solidarisch übernommen und gemeinsam getragen werden. Frauenwohnen kann damit als Ausweg aus patriarchalen Strukturen verstanden werden, weil Care nicht mehr automatisch aufgrund einer Geschlechtszugehörigkeit zugewiesen, sondern solidarisch umorganisiert werden kann.

³ Mit dem Sternchen nach Frauen* möchten wir an dieser Stelle die Möglichkeit nutzen, um auf die soziale Konstruiertheit und Fluidität von Geschlecht hinzuweisen und vor allem den

Zugleich bleibt die Situation des Beginen-Wohnprojektes aber prekär: Im Gegensatz zu mittelalterlichen Beginen, die wirtschaftlich autark waren, bildet der Beginen-Hof in unserem Fall keine Wirtschaftseinheit; die Frauen sind weiterhin von Erwerbsarbeit und/ oder Sozialstaat abhängig, wodurch sich gesellschaftliche, vergeschlechtlichte Hierarchien fortsetzen. Gerade die Zielgruppe alleinstehender (älterer) Frauen ist oftmals auf sozialstaatliche Unterstützung angewiesen, so dass die Mehrheit der Wohnungen in dem Projekt im Rahmen der sozialen Wohnraumförderung finanziert wurden. Das drohende Auslaufen der Bindungsfrist gefährdet das Fortbestehen des Beginenhofes und macht ihn abhängig vom Wohlwollen von Einzelpersonen. Dies läuft konträr zum eigentlichen Ziel der sozialstaatlichen Wohnraumversorgung, Menschen mit ökonomisch schlechterer Lebenssituation das Wohnen zu sichern. Ein Wohnprojekt wie der Beginenhof muss ein individueller Weg aus dieser Problematik – welche nicht nur Frauenwohnprojekte trifft – bleiben, solange es keine öffentliche Auseinandersetzung und Suche nach strukturellen Lösungen für eine dauerhafte Wohnraumversorgung gibt.

Als positiver Ausblick zeigt unser Beispiel trotzdem auch, inwieweit Kommunen solche gemeinschaftlichen Wohnprojekte unterstützen können: indem sie sich über Wohnprojekte informieren, Beratung anbieten, mit anderen Akteur*innen wie Wohnprojektberater*innen oder den zentralen Funktionen in der Verwaltung vernetzen oder finanzielle Unterstützung bereitstellen. Dass sich dies

sowohl für die Beginen selbst als auch für ihre Nachbarschaft durchaus lohnt, beweist der Erfolg des Beginenhofs unseres Fallbeispiels, der in einem Interview folgendermaßen ausgedrückt wurde: „dass es bei uns hier echt so gut funktioniert. Wir sind einfach tolle Frauen hier“ (Interview Frau Y).

Literatur

- Becker, Ruth (2009): Frauenwohnprojekte - keine Utopie! Ein Leitfaden zur Entwicklung von Frauen(wohn)räume mit einer Dokumentation realisierter Projekte. Auszug. Unter Mitarbeit von Evelin Linke. Dortmund (Studien Netzwerk Frauenforschung) (3).
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976. 2. Aufl. Berlin: Courage-Verl. S. 118–199.
- Dachverband der Beginen e.V. (2019). Beginenkultur. <https://www.dachverband-der-beginen.de/beginenkultur> (Abgerufen am 06.12.21).
- Dackweiler, Regina-Maria/Rau, Alexandra/Schäfer, Reinhild (Hrsg.) (2020): Frauen und Armut. Feministische Perspektiven. Opladen/ Berlin/ Toronto: Barbara-Budrich.
- Fedrowitz, Micha (2016): Gemeinschaftliches Wohnen – Stand und Entwicklung in Deutschland. In: Wohnprojekte – Von der Nische zum Trend? Nachrichten der ARL (01), S. 9–12.
- Marchal, Paul (2020): Die Beginen im europäischen Vergleich. Weilerswist Metternich: v. Hase & Koehler.
- Unger, Helga (2009): Beginen gestern und heute - Ein Lebensmodell mittelalterlicher Frauen und Wohnformen heutiger Frauen. In: Hlawitschka, Eduard (Hrsg.): Forschungsbeiträge der Geisteswissenschaftlichen Klasse. München: Sudetendt. Akad. der Wiss. und Künste (Schriften der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste, 29), S. 127–160.

Housing in the Margins

Hanna Hilbrandt (Zürich | 

Hanna Hilbrandt arbeitet als Professorin für Sozial- und Kulturgeographie an der Universität Zürich. Sie forscht aktuell über Berlin und Mexiko Stadt.

Zu den zentralen Orten der Berliner Wohnungsproteste zählt ein kleines Holzhaus inmitten des berühmten Kreuzberger Wohnkomplexes am Kottbusser Tor: das Kreuzberger Gecekondu. Dieses symbolträchtige Haus – seit Mai 2012 Treffpunkt der Mieter:inneninitiative Kotti & Co, die angesichts stadtweit steigender Mieten gegen Verdrängungsprozesse protestiert – ist in Medien und

Forschung weit rezipiert (s. z.B. Hamann und Türkmen, 2020).¹ Demgegenüber ist eine lokale Wohnungsgeschichte, die am Standort des Berliner Gecekondus ihre Anfänge nimmt, weitgehend in Vergessenheit geraten: 1872 wurden die ersten Bewohner:innen von Kleingartenlauben in brutalen Strassenkämpfen von diesem Gelände verdrängt (Poling, 2014). Seither stellt die Geschichte der Berliner Kleingärten Fragen nach den Bedingungen und der Regulierung des Wohnens, die angesichts der weltweiten Wohnungskrise nicht an Aktualität verlieren. Daher nimmt meine 2021 in der IJURR-SUSC Buchreihe erschienene Monographie, *Housing in the Margins*, das Wohnen im Kleingarten zum Ausgangspunkt für eine Diskussion der

¹ Der türkische Begriff „Gecekondu“ – eine abwertende Beschreibung behelfsmäßiger Wohnbauten –, erinnert an die

ethnische Zusammensetzung des Wohnungskomplexes sowie an die weltweite Bedeutung von Wohnungskämpfen.

Alltagspraxis prekärer Wohnungsbedingungen und deren sozialer, legaler und politischer Regulierung.

Statt einen direkten kausalen Zusammenhang zwischen der zunehmenden Verdrängung am Mietmarkt und informellen Wohnpraktiken in den Berliner Kleingärten herzustellen, nähert sich das Buch der Wohnungskrise „sideways“, wie Emma Jackson (2015: 3, meine Übersetzung) es formuliert, indem es eines der „hinteren Enden“ (ebd.) der Wohnungskrise in den Blick nimmt – den vorübergehenden oder dauerhaften Aufenthalt an Orten, die als ungeeignet zum Wohnen gelten. *Housing in the Margins* untersucht die vereinzelten, rechtswidrigen und prekären Wohnpraktiken von Kleingärtner:innen sowie die häufig widersprüchlichen Bemühungen von Behörden, Verbänden und Nachbar:innen, diese zu regulieren. Damit hinterfragt das Buch epistemologische Annahmen und Nord-Süd-Dichotomien, die in der internationalen Stadtforschung zu Informalität, Wohnungsprekarität und der Regulierung des Wohnens fest verankert sind. Während informelle Wohnformen in der Forschung über europäische, kanadische oder US-amerikanische Städte kaum mehr als eine marginale Rolle spielen, eröffnet eine Untersuchung davon, wie Berliner:innen das Wohnen in Kleingärten alltäglich erleben zwei interessante Forschungsperspektiven: Zum einen erlaubt dieser Fokus Fragen nach den vielfältigen Formen von Wohnungsprekarität in einer europäischen Stadt zu verstehen und deren Diskussion an zentrale Wohnungsdebatten des globalen Südens anzuknüpfen. Zum anderen erweitert eine Untersuchung der *Governance* dieser Wohnformen – davon, wie diese Wohnpraktiken ausgehandelt, eingehetzt und untersagt werden – unser Verständnis informellen Wohnens im Kontext von Bürokratien, von denen man gemeinhin annimmt, dass sie kohärent und nach feststehenden Vorschriften regulieren. Dass die Herausgeberinnen der Geo-RundMail mich gebeten haben, eine kurze Vorstellung dieses Buches im Kontext feministisch-geographischer Wohnforschung zu schreiben, ermöglicht es mir, eines dieser zentralen Ziele des Buches vorzustellen: Eine Diskussion über das informelle Wohnen stärker an die aktuelle Wohnforschung im sogenannten globalen Norden anzubinden. In den letzten zehn Jahren hat eine umfangreiche Literatur die wachsende Wohnungsprekarität von Stadtbewohner:innen im Kontext kapitalistischer Urbanisierungsprozesse untersucht und eine Wohnungskrise von globalem Ausmaß dokumentiert (Madden und Marcuse, 2016; Schönig und Vollmer, 2018; Rolnik, 2019). Lange hat sich diese Forschung überwiegend auf eine Erklärung der Gentrifizierungs- und Verdrängungsprozesse, deren zugrundeliegenden regulativen und polit-ökonomischen Mechanismen, sowie

den entstehenden räumlichen Ordnungen fokussiert (s. etwa Holm, 2010; Schipper, 2018). Erst in jüngster Zeit hat sich die Wohnungsdebatte auf eine Untersuchung der betroffenen Bevölkerungsgruppen, ihrer Wohnsituation und ihren Erfahrungen mit Prozessen der Verdrängung ausgeweitet, was nur zum Teil auf die Schwierigkeiten zurückzuführen ist, die verdrängten Bewohner:innen zu lokalisieren (Helbrecht, 2016; Valli 2015).

Untersuchungen über Formen der Wohnungsprekarität, die zwischen Verdrängung und Obdachlosigkeit liegen – das Wohnen in irregulären Wohnverhältnissen – fristen vor allem in der deutschsprachigen Stadt- und Wohnforschung weiterhin ein Nischendasein (eine Ausnahme stellt die Literatur zu politisch organisierten Wohnformen, wie etwa Besetzungen oder Wagenburgen dar). Häufig diskutieren Forschungsarbeiten über informelle Wohnverhältnisse in Berlin oder in anderen europäischen, kanadischen oder US-amerikanischen Städten, Wohnungsbedingungen als eine Frage nach der *Governance* des Wohnens, meist im Kontext postkolonialer Debatten um Informalität – nicht jedoch als Wohnungserfahrung.

Wie wohnen Stadtbewohner:innen jenseits institutioneller Standards? Wie erschließen sich Menschen im Rahmen von beschränkten und ungleichen Möglichkeiten Spielräume an Wohnungsmärkten? Wie verbinden sie vermeintlich formelle und informelle Formen des Wohnens? Welchen Risiken und Prozessen der Ausgrenzung sind Bewohner:innen in prekären Wohnverhältnissen ausgesetzt? Und was bedeuten diese Erfahrungen für ein Verständnis von Wohnungsprekarität? Um diese Fragen zu beantworten und ein umfassenderes Verständnis der alltäglichen Ausgrenzungspraktiken und -erfahrungen zu entwickeln, verbindet *Housing in the Margins* drei weitgehend getrennte Debattenstränge – eine globale, postkoloniale Literatur über informelles Wohnen, die zeitgenössische deutsche Wohndebatte sowie Fragen der staatsanthropologischen Forschung und der *legal Geographies*. Dabei erlaubt es die feministische Forschungsperspektive der *institutional ethnography* (Smith, 2005; Billo und Mountz, 2016), institutionelle Arrangements und Machtverhältnisse „von unten“, also aus der Perspektive alltäglichen Handelns, zu verstehen, wenn Bewohner:innen dem Staat begegnen oder „den Staat sehen“ (Corbridge et al. 2005, meine Übersetzung).

Diese Perspektive verspricht zwei konzeptionelle Beiträge zum Verständnis von Wohnungsprekarität: Erstens verweist eine detailreiche empirische Darstellung darüber, wie und warum Gärtner:innen in den Kleingartenlauben wohnen, auf die verschiedenen materiellen, sozialen und

legalen Facetten von Wohnungsprekarität. Die vielfältigen Erfahrungen unterschiedlicher Bewohner:innen, die ihre Wohnverhältnisse auf sehr unterschiedliche Weise erleben, zeigen zum einen auf, dass Wohnungsprekarität nicht mit Armut gleichgesetzt werden kann. Denn in den Kleingärten wohnen Menschen in materiell komfortablen Wohnstandards, jedoch ohne gesicherte Bleiberechte, mitunter „Laube an Laube“ mit Bewohner:innen, die in materieller Prekarität weit unterhalb regulierter Baustandards, jedoch mit hoher Rechtssicherheit leben. Zum anderen verweist eine Diskussion des Wohnalltags in der Laube auf Strategien des Bleibens und auf die vielfältigen Verflechtungen von formellem und informellem Wohnen, zum Beispiel wenn Menschen ihre Mietbelastung verringern, indem sie über den Sommer in ihre Kleingärten ziehen und ihre Wohnungen „in der Stadt“ in diesem Zeitraum untervermieten.

Zweitens ermöglicht eine Untersuchung des Wohnens im Kleingarten, Fragen des Regierens und Regulierens in Form alltäglicher Aushandlungsprozesse zu erforschen. Obwohl ich auch Fälle von Zwangsräumungen diskutiere, ermöglicht das Wohnen in Kleingärten eine Untersuchung der Normalität von *Governance*-Arrangements, in denen Regelverstöße vielfach von allen Beteiligten hingenommen werden. Anstelle von einem Verständnis einer Regulierung „von oben“ durch koordinierte, staatliche Institutionen, zeigt der Fall des „Schwarzwohnens“ in der Laube auf, wie solche Kompromisse kollektiv gesichert werden, wenn Kleingärtner:innen, Verbandsvorstände und lokale Behörden die Grenzen von Regelverstößen definieren und festschreiben. Damit veranschaulicht das Buch auch solche alltäglichen Formen der Ausgrenzung von Wohnpraxen, die jenseits dieser normativen Grenzen liegen – Praxen, die in einer Diskussion von Informalität als staatlich produzierter Ausnahmezustand (Roy 2009, meine Übersetzung) oft unbemerkt bleiben. Es zeigt auf, wie ethnische Diskriminierung, Alltagsnormen und soziale Beziehungen der Aushandlung von Wohnbedingungen zugrunde liegen.

Literatur

- Billo, E und Mountz, A (2016) For institutional ethnography: Geographical approaches to institutions and the everyday. *Progress in Human Geography* 40: 199–220.
- Corbridge, S, Williams, G, Srivastava, MK und Véron, R (2005) Seeing the state: Governance and governmentality in India. Cambridge; UK: Cambridge University Press.
- Hamann, U und Türkmen, C (2020) Communities of struggle: the making of a protest movement around housing, migration and racism beyond identity politics in Berlin. *Territory, Politics, Governance* 8: 515-531.
- Helbrecht, I (2016) Gentrification und Verdrängung. In Helbrecht, I (ed) Gentrifizierung in Berlin. (pp 9–16). Bielefeld: Transcript.
- Hobbs, M (2012) ‘Farmers on notice’: the threat faced by Weimar Berlin’s garden colonies in the face of the city’s Neues Bauen housing programme. *Urban History* 39: 263–284.
- Holm, A (2010) Wir bleiben alle!: Gentrifizierung - städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung. Münster: Unrast-Verlag.
- Jackson, E (2015) Young homeless people and urban space: Fixed in mobility. New York: Routledge.
- Madden, D und Marcuse, P (2016) In defense of housing: The politics of crisis. London; New York: Verso.
- Poling, K (2014) Shantytowns and Pioneers beyond the City Wall: Berlin’s Urban Frontier in the Nineteenth Century. *Central European History* 47: 245–274.
- Schipper, S (2018) Zur politischen Ökonomie der Gentrifizierung: Warum kommt es zu Verdrängungsprozessen und wie lassen sich diese verhindern? In Emunds, B, Czingon, C and Wolff, M (eds) *Stadtluft macht reich/arm*. 1. Auflage ed. (pp 33–57). Marburg: Metropolis-Verlag.
- Schönig, B und Vollmer, L (2018) Wohnungsnot gestern und heute. *Informationen zur Raumentwicklung* 4: 6–19.
- Smith, DE (2005) Institutional ethnography: A sociology for people. Lanham, Md.: AltaMira Press.
- Rolnik, R (2019) Urban warfare: Housing under the empire of finance. London: Verso.
- Roy, A (2009) Why India Cannot Plan Its Cities: Informality, Insurgence and the Idiom of Urbanization. *Planning Theory* 8: 76–87
- Valli, C (2015) A Sense of Displacement: Long-time Residents’ Feelings of Displacement in Gentrifying Bushwick, New York. *International Journal of Urban and Regional Research* 39: 1191–1208.

Need-based squatting in Lisbon, Portugal: homemaking between last resort and self-determination

Elena Hernández (Mainz, Lisbon |✉)

Seit 2018 bringt Elena Hernández sich als Aktivistin und Kulturwissenschaftlerin im Kollektiv HABITA! in Lissabon ein. HABITA! setzt sich für ein Recht auf Wohnraum und Stadt ein und begegnet der allgegenwärtigen Wohnraumskrise mit Solidarität und Gemeinschaft. Es sind überwiegend Frauen,

die HABITA! aufsuchen um Beratung und Unterstützung in Wohnraumsfragen zu bekommen. Das kollektive Teilen von Erfahrungen verändert bei vielen die Wahrnehmung vom eigenen Scheitern dahingehend, dass die Politik strukturell versagt. Das Spannungsfeld von Selbstbestimmung, extremer Not und Politisierung hat ihr Forschungsinteresse geweckt, um diese Lebenswelten sichtbar zu machen.

Housing Crisis

In the last decades, many European cities have undergone rapid transformation with regards to varying geographic, socioeconomic, and political concerns. These changes have been analysed by scholars, with the focus placed on socioeconomic patterns, and spatial and social justice issues like the quality of urban life and access to housing or the city. The rise of inequalities has become the clearest “in urban areas where enclaves for the rich often coexist alongside ghettos of the disempowered poor”.¹

The current urban landscape in Lisbon, Portugal, is marked by extreme socio-economic inequality, manifesting itself in disparities in housing access and quality of dwelling conditions. Lisbon has changed significantly demographically, socially, politically, and spatially, and the lack of dignity in housing remains one of the city's main problems. Since the economic crisis which began in 2007, the problems have deepened. With the implementation of the austerity policies promoted by the “Troika”, the real estate market gave priority to foreign investment, and the economy focused on tourism, restaurants, and hotels. Many inhabited houses have been converted into local accommodation.² This led to the expulsion of people from central areas and is the reason behind numerous evictions.³

At the same time, segregation, fragmentation and social polarization have worsened in the peripheries, with more of an impact on previously marginalized groups. Antunes & Seixas argue that this also has been reflected in new research fields such as “housing financialization, touristification and gentrification” which can, according to the authors, be seen as a proof that these topics are gaining relevance⁴. Housing is a key factor of marginalization in the lives of the most vulnerable communities in Lisbon and is significant in enforcing pre-existing situations of precarity.⁵ An example of this is the situation on the outskirts of Lisbon, where informal housing solutions and shanty-towns still exist, threatening the health of inhabitants.⁶ Moreover Social

Housing Stocks just represent 3,3%⁷ and cannot cope with the demand. According to Tulumello, mainstream media started to cover stories of eviction and expulsion in 2017 when it became clear that rapid economic growth brought a new housing crisis and the UN Special Rapporteur for the Right to Adequate Housing criticized the living conditions of Lisbon's Urban poor.⁸



Figure 1: Elena Hernández, Entry of a squatted apartment, Mai 2019.

Meanings of Home

What is the meaning of having access to a home? Is it just the roof we live under? Is it possible to distinguish house and home? How are these concepts connected? Security and everyday life are intertwined with the concept of house and home; without it our actions are limited. In many bureaucratic processes, the existence of a residence is essential, like registering children for school. The home is an emotional space. Geographer John Rennie Short describes this in the introduction to *At Home*: “Where we live and how we live are important determinants of our social standing, physical health and individual well-being. (...) The home is a central element in our socialization with the world.”⁹ How we perceive and live at home is marked by very different

¹ Domaradzka, Anna (2018). Urban Social Movements and the Right to the City: An Introduction to the Special Issue on Urban Mobilization. *Voluntas: International Journal of Voluntary and Nonprofit Organizations*, 29(4), 607–20; p.608.

² Tulumello, S., & Allegretti, G. (2021). Articulating urban change in Southern Europe: Gentrification, touristification and financialisation in Mouraria, Lisbon. *European Urban and Regional Studies*, 28(2), 111–132; p.5.

³ Morais, L.; Silva, R.; Mendes, L. (2018). Direito à Habitação em Portugal: Comentário crítico ao relatório apresentado às Nações Unidas 2017. *Revista Movimentos Sociais e Dinâmicas Espaciais*, 7(1), 229-243; p.232ff.

⁴ Antunes, G., & Seixas, J. (2020). Housing market access in the lisbon metropolitan area between the financial and the pandemic crises. *Critical Housing Analysis*, 7(2), 58–72. p.59

⁵ Morais, L.; Silva, R.; Mendes, L. (2018). p.232f.

⁶ Allegretti et al. (2017). UM NOVO PER? REALOJAMENTO E POLÍTICAS DA HABITAÇÃO EM PORTUGAL. Policy Brief. exPERt Research group

⁷ Social Housing in Europe | Housing Europe https://www.stateofhousing.eu/The_State_of_Housing_in_the_EU_2021.pdf p.84ff

⁸ Tulumello, S. (2019). Struggling Against Entrenched Austerity. From the housing crisis toward social social movements for housing in post-crisis Lisbon and Portugal. *Urban Resilience, Changing Economy and Social Trends. Coping with Socio-Economic Consequences of the Crisis* p.75f

⁹ Short, J. (2006). Introduction IN: Cieraad, Irene *At Home: An Anthropology of Domestic Space*. Syracuse, N.Y. : Syracuse University Press p.9

experiences. The house can also produce experiences of insecurity, violence, and fear, which changes the commonly shared narrative about the home. Bowbly writes:

*"What then do we mean by the home? Is it simply a physical location to which some, who are homeless and dispossessed, may not have access, or is it both a physical entity and a psychological construct that is at once a place of security and yet of threat? These questions suggest layers of meaning that may be attributed to the home: meanings that have formed a complex and often contradictory ideology of the home."*¹⁰

If violence, threat, or fear is part of everyday life, "home" has a meaning that is very different to the dominant picture of home as a secure, happy place, towards home as site of trauma and fear.

The Gender Dimension in the Home Sphere

The problems of access to housing intersect with many other issues: racial-ethnic discrimination, family conflict, precarious jobs or informal work, social exclusion, domestic violence, among many others. The Covid-19 pandemic intensified these problems. The social and economic inequalities have become more visible and more violent, disproportionately affecting the female population¹¹. Bowbly et al. write: "the house is identified as a place that is 'female', and caring as 'female work'." Women remain the primary caretaker of home and family, nearly worldwide.¹² It is important to say that the authors are aware that this is not based on their characteristics as a woman, nor so all individual caretakers identify as women or mothers. However, motherhood is important in this context as many women gave this as their reason for their decision to illegally squat.

Therefore, the practice of squatting was located between last resort and self-determination. The assertion and forms of organization practiced by women in these neighbourhoods contain a form of liberation, although the framing conditions are still harsh and put them in situations where illegality and constant uncertainty are their last resort to provide shelter for the kids.

Exploring need-based squatting in Lisbon

Lisbon is facing a high demand for social housing. This leads to alternative and often informal housing solutions for those who lack the means to pay increasing rent levels. One of the adopted techniques is the practice of squatting uninhabited houses, without consent from the owner. That's also due to the fact that the list for social housing is long; some of those I have interviewed during this research have been waiting for social housing for over 10 years.

Esposito and Chiodelli recognize that there has been much investigation into political squatting, but less importance has been given to squatting that lacks an evident political intent but is happening in urban spheres to fulfil people's urgent need for shelter.¹³ This article summarizes some of the findings of my ethnographic fieldwork between 2018 and 2019, and in 2021, with women, many of them young mothers in marginalized circumstances. The research followed an action research approach and was carried out in cooperation with the housing network HABITA!¹⁴ In which I participate as an activist and academic. This study aimed to let the women speak, guided by my interview questions, and is influenced by my perception of the world as a woman.¹⁵

Almost all the participants that took part in my fieldwork, live in the Cruz Vermelha neighbourhood in Alto do Lumiar. This part of the city is marked by a significant share of social housing units but is about to be regenerated as an "eco-neighbourhood". Therefore, when the social housing is vacated, these housing units are left empty, waiting for the plan to be executed, instead of being distributed to the needy. They present an opportunity for squatting to satisfy an urgent need for housing, and thus a potential answer to overcrowding in social neighbourhoods, domestic violence, or the impossibility of paying market rents.

The objective of this ethnography was to understand the needs of these families from an intersectional perspective. These women suffer from several discriminating factors. In many cases, they are single mothers with limited socioeconomic resources, facing the challenges of motherhood in poverty and are often threatened by racism. All the stories are different, but they share the same social practice of squatting. I did not initially aim to focus on women, but in the course of my research all the squatters I

¹⁰ Bowlby, S.; Gregory, S.; McKie, L. (1997). "Doing home": Patriarchy, caring, and space, *Women's Studies International Forum*, 20(3), 343-350; p. 343.

¹¹ GUIA: Crise Pandémica e Crise na HabitaçãoHabitacão Mulheres em foco Como ficar em casa? – Como ficar em casa? Intervenções imediatas de combate à Covid-19 em bairros precários da AML. Projeto de investigação financiado pela FCT – Fundação para a Ciência e Tecnologia, ao abrigo do programa Gender Research for COVID 19.

¹² Bowlby, S.; Gregory, S.; McKie, L. (1997). p. 346

¹³ Emiliano Esposito & Francesco Chiodelli (2021) Beyond proper political squatting: exploring individualistic need-based occupations in a public housing neighbourhood in Naples, *Housing Studies* p.1ff.

¹⁴ www.habita.info

¹⁵ Lila Abu-Lughod (1990) Can There Be A Feminist Ethnography?, *Women & Performance: a journal of feminist theory*, 5:1, p. 7-27.

encountered were women. In all the cases I studied, the occupied municipal apartments were previously empty. I take it as a social phenomenon and practice commonly observed in the city of Lisbon, and a radical answer to the problems of the housing market.

The decision to squat is taken due to the need to survive in the urban terrain, often taking into account responsibility for children. As such, these women are being pushed into lawlessness. One of them stated: *"We break into a house because we cannot sleep on the street and because we have children. Then they throw us onto the street because we invaded a house."* (Interview, 2018, translated by me)

Giving insight into their experiences, one interviewed woman recounted: *"At any moment they could knock the door for me. But I'm calmer because I have a roof to sleep under. I can wake up and say that I have a roof, that I have my house. My daughters are happy. They have their own room. Before, they wanted one and didn't have it. Today, they have one. It's my home, it's my home. It's my world, isn't it? It's my space. I think that no one could push me out of here quickly."* (Interview, 2018, translated by me). It is assumed that a crucial element for the daily understanding of the home is the notion of place of origin, somewhere to return to. The home is a space for relationships and daily practices, which are in fact also contentious, when overcrowded. *"I'm really happy because I can walk around barefoot, as I want. I think that having a home is a break for our heads, isn't it? Because, for example, in my mother-in-law's house, there were more than 10 people, so there was a lot of noise, a lot of confusion."* (Interview, 2018, translated by me).

How can self-determination be defined? We assume that this is marked by the freedom to create one's daily life, with the possibility of making your own decisions, including walking barefoot. Such simple practices can be, as in this citation, an expression of peacefulness and of self-determination. The house then becomes a place where decisions are justified only to the self, in contrast to where she lived before, in an overcrowded family house shaped by control and confusion. Squatting with her kids gave her the possibility to create a daily routine, even when her housing situation is illegal and fraught with uncertainty. When I met Maria (alias), her insecurity was visible. I could feel her hope to find someone who would listen. Before being a "squatter", Maria lived in Chelas, Lisbon, in poor conditions in a shack with her mother. When she fell pregnant for the second time, she was thrown out. She and her boyfriend decided to break into an empty house in Alta de Lumiar. When I met her, she was a young woman in advanced pregnancy with a two-year-old boy in her arms. She shivered and was marked by the uncertainty whether the apartment she had occupied would turn out to be her long-term family home. We went up to the

apartment, which was in a neglected and scruffy condition. The toilet was destroyed, making the floor wet. The kitchen had no washbasin. Broken shutters kept the light out. We sat down on mattresses on the floor, and she started to say: *"Hey, I'm staying here! I moved my things in, and everything is normal. I'm going to buy a gas can for cooking. I'll get a fridge too. I'm going to start getting my life together because my daughter is going to be born and I don't have anything ready."* (Interview, 2018, translated by me).

This attitude immediately showed me the tension between precariousness and self-determination in the practice of squatting, exploring this tension was extremely instructive to me. Shortly after Maria began to occupy the house, the police came with an eviction order, that could be stopped by HABITA! – until now.

Maria demonstrated a desire for a "normal" day-to-day life, expressed in the possession of goods capable of simplifying daily life. She told me that she wanted to invest in the apartment to move on, that she wanted to start building a home and get ready for the birth of her daughter. A pressing threat is these women's fear of losing their children, a fear that arises from stories so often heard and repeated, often used as a bluff by social workers to create pressure. *"I was full of fear... I was really scared of losing my children. They can say: 'there's no work, there's nowhere to go, so there's no way to raise the children. My fear is for my children because if it were just me, if I were alone, I wouldn't do this."* (Interview, 2018, translated by me). The results are contradictory: these women occupy the houses for the love of their children, but the state, which should provide houses for those in need, threatens to take the children from their mothers.

"I feel happy to be here in my house, to be at ease, to see my things in their place. Having perfumes, having my paintings, their clothes, their sneakers, the toys they spread everywhere. It's really beautiful to bring people here to see my house. (...) I don't get tired; I've spent the whole day here since we moved in. Before, I didn't spend the whole day. I was afraid that he [the 2-year-old] would make noise and the people below would complain, and that. Not now, now I spend a whole day here, I really love it [laughs]." (Interview, 2019, translated by me)

For her, the meaning of the home changes in the process of their production of the house. In the beginning, she didn't use the space as her own. First, the safety of this "new house" had to be proven. Little by little, the appropriation of space took place. In this way, the house becomes more than a roof: it is the daily processes and practices that make the home.

"Now I'm fine, but I like to work, I like to be working all the time. I want to fulfil my dream of being able to work and go home to do my things, take care of my children." (Interview, 2018, translated by me) *"Working and taking care of the*

house is her dream" (Interview, 2018, translated by me), said another woman who occupies a house with her children. She wants to work and would like to pay rent, but there is not enough social housing available. Returning to violent family members is not an option. In this way, her only possibility is to squat.

Perspectives on Squatting

The mothering, informal homemaking and organizing in grassroots networks lead women to share their stories, which had previously been perceived as their individual failure in providing shelter for their children. Over the course of the research, connecting these women with each other and creating spaces of exchange and sharing lead to a change in the problem being not having a home, into a political claim. That's why grassroots network action is so important for sharing knowledge and transforming communities and cities. These women have a very clear sense of what can help them. For example, the municipality could allow them to pay them a symbolic rent to stop living illegally.

In Article 65, the Portuguese constitution outlines the right to decent housing. There is, therefore, a tension between the right to property and the right to housing, both enshrined in the Portuguese constitution but applied differently. The way squatting is seen by municipal agents is exacerbating these contradictions: Although it is an illegal activity it has been tolerated by the municipality increasingly in recent years. Due to the high demand and their own poor management of public housing that cause the squatting.

The "right to the city", according to Lefebvre (1968), is guaranteed when all inhabitants can appropriate the urban space, participate in decision-making, and shape the values of the city.¹⁶ Alex Vasudevan uses the following words: "the right to remake the city and transform it through hope, resistance and solidarity."¹⁷ The right to the city calls into question what it means to live in urban space. If we understand squatters as a reaction to housing insecurity, oppressive property speculation and the effects of urban regeneration it becomes clear that informal housing and alternative dwelling practices are places of resistance against oppressive politics and places of emancipatory forms of living "in and against" the system, as presented in dwelling as difference.¹⁸

The pandemic has further increased inequalities. Housing is a determining factor in health, and COVID-19 has

disproportionately affected people without decent housing.¹⁹ However, evictions continue to happen without the provision of alternative housing. In March 2020, during a decreed state of emergency, 26 families from the social housing neighbourhood Alfredo Bem Saúde were displaced. The houses were left empty for several years and due to lack of housing alternatives, families started to rehabilitate and shelter a family there, some for five to ten years and even trying to legalize the situation.²⁰ A temporary solution for the displaced was not found due to the will or social responsibility of the city council, but by the pressure generated by and solidarity practiced by groups such as the Collective of Residents of Bensaúde, the Collective of Residents of Ameixoeira, the Collective Stop Evictions, the Pastoral dos Ciganos, SOS Racismo and HABITA!. The city council appeared to ally with the police and did not offer protection, even knowing that they were families, pregnant women, and new-borns.

I went back to visit Maria, one of the women I met, at the end of the first lockdown around June 2020. She has been living in a house without water and electricity, but which guarantees her two small children a roof, for two and a half years. To bathe her children, cook and maintain hygiene standards, she transports 10 drums of water home every day, depending on the neighbours' willingness to fill them for her.

Guidelines state that it is necessary to wash your hands several times a day. But who gives them water? We have instructions to keep a distance of one or two meters, but there are people sharing a room with ten others. Social support systems have failed over the last years. The situations presented here are inhuman, and as such they should not exist. Citizens can conform to this situation or act, mobilize, and claim their right to the city with the politics we want to see realized.

¹⁶ Lefebvre, H. (1996). The Right to the City. In Writings on Cities (pp 147-159). Oxford: Blackwell. (Originally Published as *Le droit à la ville*. Paris: Anthropos, 1968).

¹⁸ Lancione, M. (2020). Radical housing: on the politics of dwelling as difference. International Journal of Housing Policy 20, p. 273-289.

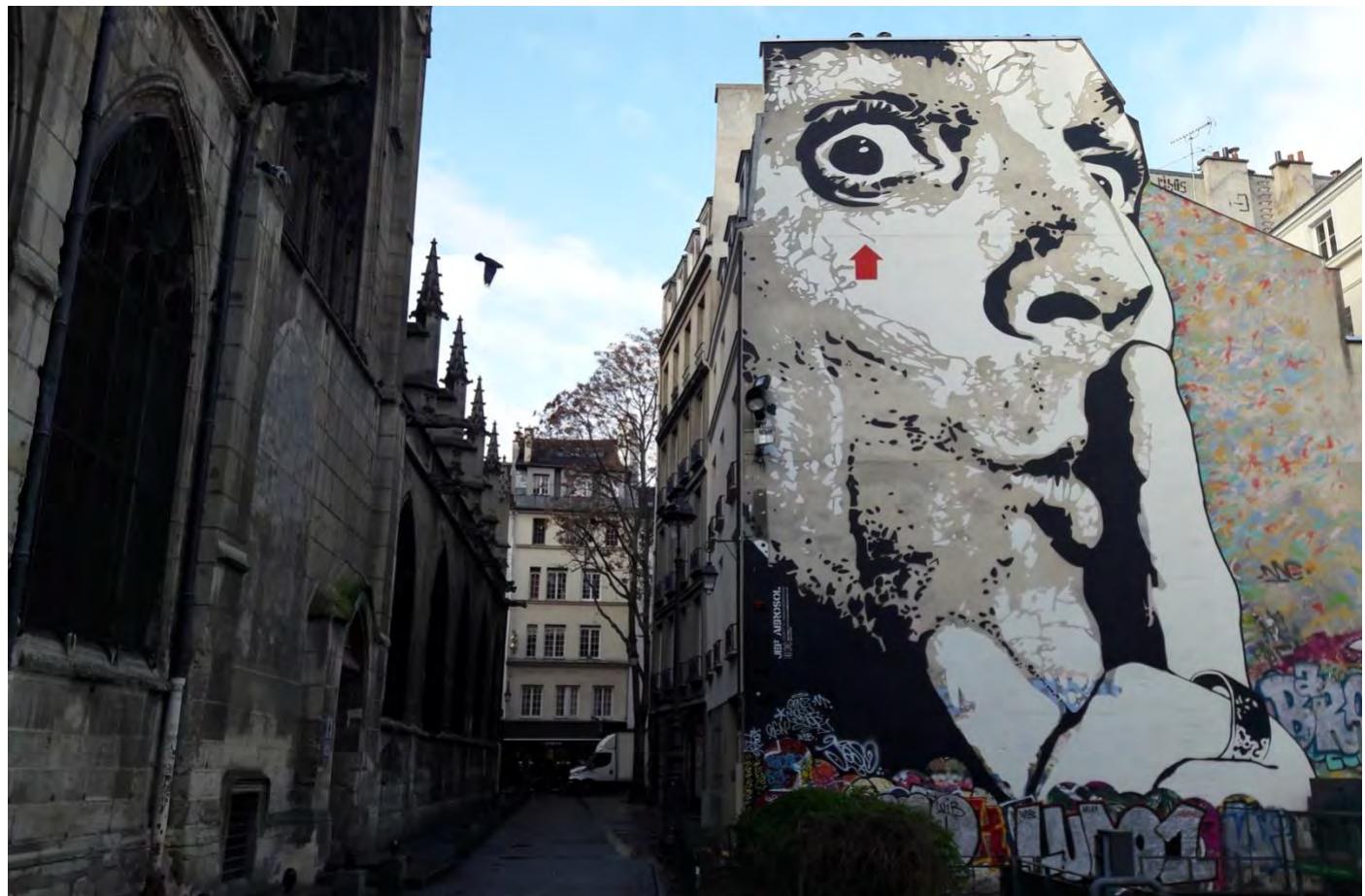
¹⁷ Vasudevan A. (2018). The Autonomous City: A History of Urban Squatting. Anarchist Studies.

¹⁹ The state of housing in Europe 2021. www.housingeurope.eu

²⁰ www.HABITA.info



© Elisa Gerbsch



© Elisa Gerbsch

Doing Wohnforschung

Im Wohnraum forschen? Erfahrungen mit Wohn-Technik-Kartierungen

Marlene Hobbs (Jena | )
 Eva Isselstein (Bayreuth | )

Marlene Hobbs arbeitet seit Mai 2020 an der Juniorprofessur für Sozialgeographie an der Uni Jena. In ihrer Promotion beschäftigt sie sich mit alltäglichen Geographien sozialer Reproduktion in Wohnbiographien.

Eva Isselstein arbeitet seit Sommer 2020 am Lehrstuhl für Wirtschaftsgeographie an der Universität Bayreuth. In ihrer Promotion beschäftigt sie sich mit den Auswirkungen des digitalen Kapitalismus auf das Zuhause.

Einleitung

Im Sommer 2021 haben wir, die Autorinnen dieses Beitrags, bei der Feministischen Sommeruni der Abteilung für Gleichstellung der Universität Bern einen Workshop zu "Smarten Wohnutopien" angeboten. Ziel des Workshops war es, den Wohnraum als Schauplatz von Technisierung und Digitalisierung zum Ausgangspunkt zu nehmen, um über ein mögliches emanzipatorisches – also die herrschenden Verhältnisse infrage stellendes – Potential von Technologien und Techniknutzung zu diskutieren. Dazu haben wir die Methode „Wohn-Technik-Kartierungen“ entworfen, mit welcher von eigenen Erfahrungen mit Techniknutzung Rückschlüsse auf gesellschaftliche Verhältnisse und wohn-technische Herausforderungen gezogen werden sollen. Die Idee für den Workshop entwickelten wir vor dem Hintergrund der aktuell zunehmenden Digitalisierung des Wohnraums, mit welcher wir uns bereits in unseren Masterarbeiten beschäftigt hatten. In diesen bewegten wir uns jeweils an der Schnittstelle von feministischer Technikforschung und feministisch-geographischen Perspektiven auf das Zuhause, Arbeit und digitale Zukünfte (Hobbs 2021, Isselstein 2021).

Die Begriffe Technik und Technologie verwenden wir synonym. Technik/Technologie kann sowohl physische Artefakte als auch Wissensformen oder Arten von Tätigkeiten beschreiben (Wajcman 1991: 14). Mit Gerät oder device meinen wir demgegenüber einen physischen Gegenstand, der wiederum in technische Prozesse eingebunden ist.

In diesem kurzen Beitrag wollen wir den Blick auf die von uns im Workshop verwendete Methode der Wohn-Technik-Kartierung werfen. Der Text ist vorrangig ein

Erfahrungsbericht. Wir wollen von unseren ersten Schritten in der Auseinandersetzung mit der Methode berichten, um diese zur Diskussion zu stellen. Wir fragen uns, inwiefern eine derartige Kartierung für weitere Forschungen zum Wohnen als sozialer Praxis geeignet wäre und welche Aspekte dafür noch zu diskutieren sind. Diese Reflexion der Methode ist selbstverständlich nur dank der wunderbaren Teilnehmer:innen des Workshops möglich, die ihre Erfahrungen und Ideen mit uns geteilt haben und uns darüber hinaus ihre persönlichen Zeichnungen zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt haben. Herzlichen Dank dafür!

Wohn-Technik-Kartierungen

Methodisch verfolgten wir im Workshop einen Dreischritt: Zunächst standen die eigenen Erfahrungen der Teilnehmende mit Technik im Wohnraum im Vordergrund. Zweitens sollte der gemeinsame Austausch über die individuellen Erfahrungen ermöglichen, kollektive Momente aufzufindig zu machen und die individuellen Erfahrungen in einen gesellschaftlichen Kontext einzuordnen. Als drittes entwickelten wir schließlich Fragen an „smarte“ Wohnutopien vor dem Hintergrund individueller und gesellschaftlicher Herausforderungen und Bedürfnisse.

Um diesen Dreischritt umzusetzen, haben wir uns, wie oben bereits erwähnt, für die visualisierende Methode der Wohn-Technik-Kartierungen entschieden. Das Visualisieren hatte dabei zwei Ziele: Zum einen mussten die Teilnehmenden durch das Aufzeichnen ihrer Erfahrungen über konkrete Technologien und Wohnumgebungen nachdenken. Zum anderen haben wir durch die Aufgabenstellung (Abbildung 1) dazu angeregt, verschiedene Aspekte der Beziehung von Technik und Wohnen in der Kartierung darzustellen. Dazu gehörten etwa die im Wohnraum verorteten Personen und ihre Beziehung zu einzelnen Technologien oder die Gefühle, die sie mit den Technologien verbinden.

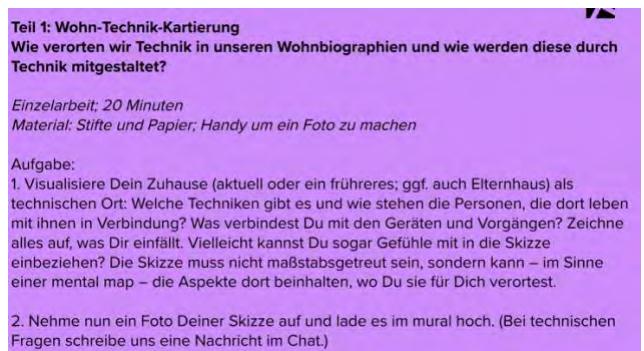


Abbildung 1: Aufgabenstellung Wohn-Technik-Kartierung.

Die Arbeit mit dem webbasierten Tool <https://www.mural.co/> ermöglichte den Teilnehmenden ihre Kartierungen zur Ansicht zu teilen. Die Herangehensweise an das Kartieren sowie die produzierten Abbildungen selbst stellten sich als sehr verschieden heraus (Abbildungen 2-6). Beispielsweise lag der Fokus bei Toni, Janne und Bente (Abbildungen 2-4) darauf einzuzeichnen, wo besonders viele Geräte oder Kabel vorzufinden sind. Dabei wird in den Kartierungen teilweise deutlich, welche Orte als wie stark von Technik gestaltet wahrgenommen werden.

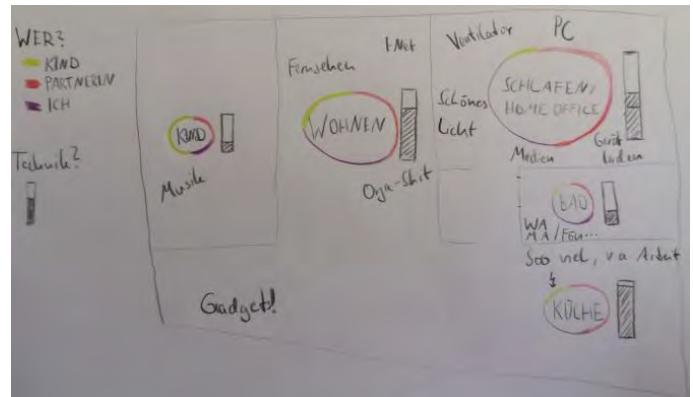


Abbildung 4: Kartierung der Wohnung der Kleinfamilie von Bente.

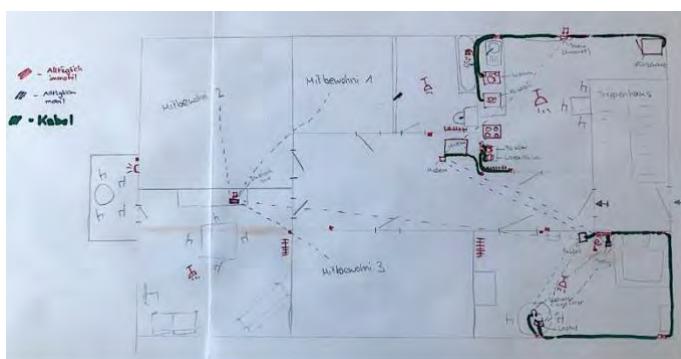


Abbildung 2: Technik-Kartierung der Wohngemeinschaft von Toni.



Abbildung 3: Technik-Kartierung der Wohngemeinschaft von Janne,



Abbildung 5: Technik-Kartierung des Elternhaushalts von Alex als Kind

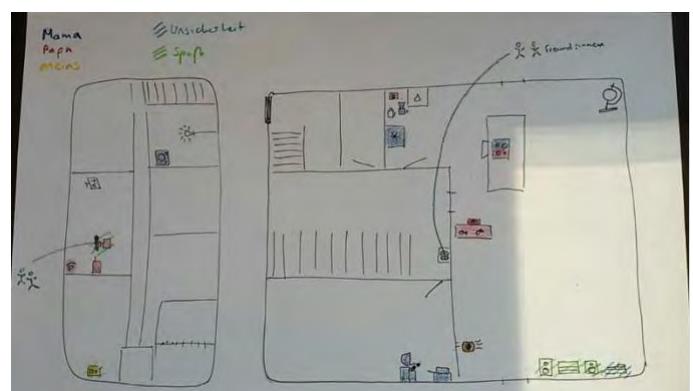


Abbildung 6: Technikkartierung des Elternhaushalts von Charlie als Kind.

Im zweiten Schritt sind wir auf die Technik-Selbst-Verhältnisse eingegangen, die für unsere feministische Perspektive auf Wohnen und Technik von besonderer Bedeutung sind. Das heißt, wir haben gemeinsam in der Gruppe mit Hilfe der Wohn-Technik-Kartierungen reflektiert, in welchen Machtverhältnissen wir selbst und die mit uns lebenden Personen bei der Techniknutzung eingebettet sind und welche Bedürfnisse relevant sind. Dazu haben die Teilnehmenden ihre Herangehensweisen an das Kartieren und die Inhalte der Kartierungen vorgestellt, die wir dann gemeinsam diskutierten. Auf Basis unserer bisherigen Auseinandersetzung mit den Themen haben wir als Workshop-Gebende konkrete Fragen in die Diskussion gebracht, beispielsweise nach der Art und Häufigkeit der Nutzung von Geräten oder nach dem Zusammenhang der Techniknutzung mit den Wohn- und Haushaltsformen (Abbildung 7). Auch diskutierten wir nicht-intendierte Nutzungen, also ob manche Geräte beispielsweise für etwas genutzt werden, wofür sie gar nicht entwickelt worden sind.

Teil 2: Kollektive Wohn-Technik-Verhältnisse



Austausch in Kleingruppen; 20 Minuten

1. Wie wars? Welche Aspekte tauchen in euren Skizzen auf? Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede gibt es?

2. Anregungen für weitere Fragen zur kollektiven Bedeutung der Skizzen:
 - Welche Geräte werden von wem und wofür genutzt? Wie hängen die Wohnformen (Eltern-Kind-Haushalt, WG, Singlehaushalt, Paarhaushalt) und Raumaufteilungen damit zusammen?
 - Spielen gesellschaftliche Struktukategorien wie Geschlecht, Alter, Klasse, race, ... eine Rolle für die Techniknutzung? Wie und wo?
 - Gibt es nicht-intendierte Nutzungen der Technologien? (Technikaneignung)

Abbildung 7: Aufgabenstellung für die Reflexion der Kartierungen.

Gemeinsam sprachen wir über Kontrolle und Verantwortung bei der Techniknutzung und wie diese zum Beispiel vergeschlechtlicht sind. Dabei haben wir festgestellt, dass die Haushaltsformen und die Rollen der im Haushalt lebenden Personen einen Einfluss auf die Techniknutzung haben. Am deutlichsten wurde dies im Kleinfamilienhaushalt, wo die Eltern über die Techniknutzung der Kinder bestimmen, oder im neu bezogenen Paarhaushalt, wo erst ausgelotet wird, wem nun was gehört und wer für welche Technik oder ihre Einrichtung verantwortlich ist. In Bezug auf Gefühle gegenüber den Techniken wurde in der Diskussion auch über Ablehnung und Hilflosigkeit bei der Nutzung von Geräten gesprochen, die jemand anderem gehören und deren Nutzung (noch) unvertraut ist. Ein zentrales Ergebnis der Diskussion war, dass Technologien immer in

verschiedene Machtverhältnisse eingebunden sind. Daher ist ein Austausch über diese notwendig, um konkrete Fragen an eine emanzipatorische Techniknutzung zu stellen.

Daran anknüpfend lautete die Aufgabe im dritten Schritt zunächst, Fragen an „smarte Wohnutopien“ zu entwickeln, um sich damit den Möglichkeiten emanzipatorischer Technik(nutzung) im Wohnen zu nähern: (Wie) kann Technik dazu beitragen, Machtverhältnisse sichtbar zu machen, in Frage zu stellen, oder sogar zu verändern? In der Gruppe sammelten wir Fragen auf Basis der in den Kartierungen herausgestellten individuellen Bedürfnissen an sowie Erfahrungen und Herausforderungen mit Technologien. Beispielsweise haben wir uns gefragt, welche Voreinstellungen in Technologien angelegt sein sollten und wie transparent diese sein sollten. Eine große Rolle spielte die Frage danach, wie Technologien aussehen und wie sie aufgrund ihrer Materialität für wen gut zu bedienen sind. Außerdem wurden Fragen nach Datenschutz und Klimagerechtigkeit gestellt. Zudem erörterten wir, ob Technik überhaupt zu Zeiteinsparungen, beispielsweise bei der Haushaltarbeit, führen kann. Wir sprachen auch darüber, ob Technik auch unsichtbare Strukturen, Arbeiten oder Machtverhältnisse sichtbar machen könnte, anstatt sie zu verschleiern¹. Schließlich diskutierten wir auch, welche Rolle Wohnformen und Wohnungsgrundrisse für das emanzipatorische Potential der Techniknutzung spielen.

Letztlich schlossen wir im Workshop so von alltäglichen Techniknutzungen im Wohnraum auf größere Zusammenhänge. Die Fragen gehen somit im dritten Schritt der Methode über die „vier Wände“ hinaus und ermöglichen es unter anderem, Geschlechter- und Klassenverhältnisse in den Blick zu nehmen.

Weiterdenken

Im Anschluss an diese ersten Versuche mit der Methode bleiben für uns als Workshop-Gebende noch einige Fragen offen. Unser Vorgehen war inspiriert von verschiedenen Kartierungsformen, die uns bekannt sind – wie etwa mental maps und emotional mapping (Klaus/Germes 2019). Darauf aufbauend haben wir relativ frei überlegt, wie eine Kartierung im Rahmen des Workshops aussehen und das kollektive Nachdenken im digitalen Raum unterstützen könnte. Insbesondere wie und wann die Wohn-Technik-Kartierung in der empirischen Forschung sinnvoll eingesetzt werden kann, bleibt für uns somit noch zu klären. Dass das Forschen im Wohninnenraum (nicht nur) für die Geographie relevant ist, steht für uns außer Frage (vgl.

¹ Feministische Arbeiten haben vielfach aufgezeigt, wie die Einführung von Haushaltsgeräten dazu führen kann, die Hausarbeit zu verschleiern (Hobbs 2021).

Domosh 1998: 276) – und ebenso überzeugt sind wir davon, dass Kartierungen dieses Raums zur geographischen Wissensproduktion verwendbar sind (vgl. Brickell 2012). Wir haben den Eindruck, dass nicht nur die Wohnforschung bisher wenig in den vermeintlich "privaten" Raum selbst hineinschaut, sondern dass bisher auch methodische Diskussionen zum Forschen „in den vier Wänden“ wenig präsent sind und insbesondere der Einsatz von Kartierungen kaum diskutiert wird. Wenn wir hier wichtiges übersehen haben, würden wir uns sehr freuen, von euch entsprechende Hinweise zu bekommen!

Konkret stellen sich für uns verschiedene Fragen, zu deren Diskussion wir einladen möchten. So ist die Methode sicher nicht für alle Fragestellungen geeignet, bietet aber unserer Ansicht nach Möglichkeiten, um unter anderem zu Technisierung, Sichtbarkeiten und Emotionen zu forschen. Insbesondere erhoffen wir uns, durch die Kartierung alltägliche Erfahrungen greifbar zu machen und diese zum Ausgangspunkt der Forschung zu machen – was für uns ein zentrales feministisches Anliegen ist. Welche weiteren Aspekte können durch eine solche Kartierung sichtbar gemacht werden, und wie müsste die Methode dafür ggf. angepasst werden? Zudem fragen wir uns, wie eine Kartierung in der Forschung mit anderen Methoden verknüpft werden und etwa in eine ethnographische Forschung eingebettet sein könnte. Welche Methoden bieten sich an, was muss beachtet werden? Hier lässt sich nicht zuletzt aus Erkenntnissen aus dem Einsatz anderen Kartierungsformen lernen. Zweifellos könnten die Kartierungen Interviews begleiten, die Reflexion unterstützen und neue Gesprächsmöglichkeiten eröffnen. Auch könnten kollektive Karten in Gruppeninterviews mit Haushaltsgliedern entstehen oder individuelle Kartierungen miteinander verglichen werden. Noch

spannender fänden wir es allerdings, auch die Kartierungen selbst auszuwerten. Was bräuchte es dafür noch? Sollte klarer formuliert sein, was genau eingezeichnet werden soll – oder ist genau die Offenheit die Stärke der Methode? Die im Workshop entstandenen Kartierungen sind sehr unterschiedlich geworden, so dass wir uns fragen, inwiefern sie in einer Forschung vergleichbar wären – und ob sie das überhaupt sein müssen. Was braucht es darüber hinaus für eine Auswertung? Und was können wir dabei von anderen Auswertungsverfahren lernen?

Wir sind sehr gespannt auf die nächste Feministische Geo-RundMail mit ihrem Schwerpunkt auf Feministische Kartographien und würden uns freuen, wenn die Diskussion dort weitergeführt wird!

Literatur

- Brickell, Katherine (2012): „Mapping“ and „doing“ critical geographies of home. In: *Progress in Human Geography* 36(2), 225-244.
- Domosh, Mona (1998): Geography and gender: home, again? In: *Progress in Human Geography* 22(2), 276-282.
- Hobbs, Marlene (2021): Küchentechnik ist politisch! Eine feministische Perspektive auf Mensch-Technik-Beziehungen am Beispiel des Thermomix. In: *sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung* 9(3/4): 219-240. DOI: 10.36900/suburban.v9i3/4.596.
- Isselstein, Eva (2021): Smart Homes. In: Tabea Bork-Hüffer, Henning Füller, Till Straube (Hg.): *Handbuch Digitale Geographien. Welt - Wissen - Werkzeuge*. Paderborn: Brill Schöningh, 103-113.
- Klaus, Luise; Germes, Mélina (2019): Emotional mapping: towards a geographical explanation of drug use. Why? Explanations for drug use and drug dealing in social drug research. Pabst Science Publisher. <https://halshs.archives-ouvertes.fr/halshs-02432675> [zuletzt abgerufen am 13.12.2021].
- Wajcman, Judy (1991): Feminism confronts technology. Cambridge: Polity Press.

interdisziplinären Wohnforschung. Insbesondere ist sie an Fragestellungen interessiert, die sich mit der Schnittstelle von Wohnungsfragen und Krisen der sozialen Reproduktion auseinandersetzen.

„Wohnen‘ und ‚leben‘ sind keine Gegenbegriffe, sondern zwei Falten einer existenziellen Situation.“ (Hasse 2019: 14)

Der Humangeograph Jürgen Hasse beschreibt das Wohnen als einen „existenziellen Ausdruck“ menschlichen Daseins, der vor dem Hintergrund seiner gesellschaftlich-kulturellen Vielfalt, seines historischen Wandels und seiner sozialpolitischen und ökonomischen Bedeutsamkeit fragende Aufmerksamkeit verdiene: „Was bedeutet es, zu

Krisenhaftes Wohnen aus Perspektive der Feministischen Politischen Ökonomie

verstehen

Tabea Latocha (Frankfurt | 

Tabea Latocha ist seit September 2021 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Humangeographie der Goethe Universität Frankfurt am Main. Sie hat Geographie, Urbanistik und Stadtplanung in Frankfurt, Weimar und London studiert und promoviert aktuell zu feministischen Perspektiven auf die Wohnungsfrage am Beispiel ausgewählter Nachkriegswohnsiedlungen in Frankfurt, wo sie auch in der Recht auf Stadt Bewegung aktiv ist. Ihr generelles Forschungsinteresse liegt im Bereich der Feministischen und Angewandten Kritischen Geographie (AKG) sowie der

wohnen?" (Hasse 2019) Es ist schwierig, eine Beschreibung dessen zu geben, was Wohnen ist, wie es aussieht und was es sein kann und sein könnte; ist unser Verständnis von Wohnen doch so bunt und vielfältig. Und überhaupt: Ist das Wohnen eine Tätigkeit oder ein Zustand? In alltagsweltlicher Hinsicht scheint uns allen klar zu sein, was mit *Wohnen* gemeint ist. Jeder Mensch wohnt auf die eine oder andere Art und Weise.¹ Mindestens seit der industriellen Revolution vor rund 250 Jahren herrschen in den westlichen Industriestaaten Europas konkrete Erfahrungen und (verräumlichte) Vorstellungen zum Wohnen vor, die meist in einem engen Zusammenhang mit unserem alltäglichen (bürgerlichen) Leben stehen. Wie für viele andere Phänomene des Alltags stellt sich allerdings auch für eine kritisch-feministische Beschäftigung mit dem Thema Wohnen die Herausforderung, das für selbstverständlich Genommene in einen theoretisch informierten Zusammenhang zu stellen und zu fragen: Was bedeutet es, zu wohnen und was haben Wohnungsfragen mit gesellschaftlichen Macht- und Ungleichverhältnissen zu tun?

Im Folgenden möchte ich eine materialistisch-feministische Lesart der Wohnungsfrage entwickeln und erkunden, welche theoretisch-konzeptionellen Ansätze eine solche Perspektive für die kritische Wohnforschung bereit hält. Ich frage mich, welche neuen Fragen und Zusammenhänge eine feministisch informierte Wohnforschung aufwerfen und beleuchten kann. Ein Ziel ist es dementsprechend, Wohnen systematisch zu bedenken, und zwar aus Perspektive der Feministischen Politischen Ökonomie. Die hier folgenden Überlegungen habe ich im Zuge der theoretischen Vorarbeiten zu meiner Dissertation angestellt, bei der ich mich aus feministischer Perspektive mit sozialen Wohnsiedlungen in Frankfurt am Main beschäftige, um von der Mikroebene und den Geographien des Wohnalltags ausgehend die Widersprüchlichkeiten des Wohnens im Kapitalismus auf struktureller Ebene zu verstehen. Meine Gedanken kreisen dabei um den Begriff der sozialen Reproduktion, in den ich nun als erstes einführen möchte. Anschließend werde ich die aktuelle Wohnungsfrage analytisch umreißen und beispielhaft auf die finanziisierte Geschäftspraxis von Vonovia eingehen. Mit diesem Beispiel

möchte ich zeigen, wie die Mikro- und Makroebene sozialer Reproduktion und ihrer Krisen im Wohnen zusammenhängen. Schließlich möchte ich auf meine eigene Forschung zu sprechen kommen und Überlegungen anstellen, wie ich die Thematik theoretisch und methodisch aus kritisch-feministischer Perspektive erschließen kann.

Die Wohnung als Ort der Reproduktion und des Alltags

"The home is a strategic site for social reproduction: it's where social reproductive labor happens – not exclusively, but to a significant extent. When housing is overcrowded, poorly maintained, or otherwise inadequate, social reproductive processes are placed under strain [...] If urbanism is to have any kind of viable future, the connections between housing and social reproduction need to be both better understood and radically changed." (Madden 2020)

Genauso abstrakt und schwer zu beantworten wie die eingangs gestellte Frage, liest sich vermutlich auch diese zweite: Wie reproduzieren wir uns eigentlich? Und was hat das mit Wohnen zu tun? David Madden bringt es in dem oben genannten Zitat auf den Punkt: Die Wohnung fungiert in unserer Gesellschaft als zentraler Reproduktionsort.² Auf das Wesentliche heruntergebrochen umfasst soziale Reproduktion all jene sozialen Prozesse, menschlichen (Selbst)Beziehungen, Affekte, Emotionen sowie Tätigkeiten und Strukturen, die wir brauchen, um unser Leben erhalten, weiterführen und ausgestalten zu können: Körperpflege, Hausarbeit, Kinderbetreuung, die Versorgung von Alten und Kranken, Liebes- und Freundschaftsbeziehungen, ebenso wie Bildung, Erziehung, emotionale Arbeit, Intimität und so vieles mehr (Bezanson/Luxton 2006: 3, vgl. Della Costa 2019). Ein Zuhause ist für vieles davon unverzichtbar. Denn die Wohnung ist Ankerpunkt für die Zirkulation des Alltags und Ort, von dem aus wir in die Welt hinausblicken und in Beziehungen mit anderen und der Gesellschaft treten (vgl. Hasse 2019).

Nicht zuletzt ist die Wohnung in kapitalistisch organisierten Gesellschaften aber auch der (soziale) Raum, der sicherstellt, dass die Ware Arbeitskraft erhalten und reproduziert wird (vgl. Federici 2004). Denn damit die Wirtschaft funktioniert, müssen stets ausreichend

¹ Mit der Verwendung des Verbs *wohnen* möchte ich an dieser Stelle auf das Wohnen als vielfältige soziale Praxis verweisen, unter die ich explizit auch solche Wohnformen fasse, die nicht den dominanten materiellen wie ideellen Vorstellungen eines privaten Zuhauses entsprechen, z.B. informelle und temporäre Wohnarrangements und die Wohnpraktiken von obdachlosen Menschen.

² Obwohl im Vergleich zur Vormoderne heute viele Reproduktionsarbeiten aus der Wohnung ausgelagert worden sind, die früher eindeutig im Haus verortet waren, wie z.B.

Bildung und Erziehung in Kitas und Schulen, Alten- und Krankenpflege in spezialisierten Einrichtungen, etc. ist die Wohnung und Wohnadresse als imaginierter wie materieller Ort von rechtlicher, sozialer und ökonomischer Bedeutung, um als bürgerliches Subjekt an Gesellschaft und Wirtschaft teilnehmen zu können.

körperlich und geistig fitte Arbeiter*innen vorhanden sein, die das System am Laufen halten. Um arbeiten zu können, muss mensch essen, schlafen, sich erholen, versorgen, Beziehungen pflegen usw. Dementsprechend kann Wohnungspolitik auch im Zusammenhang mit der Reorganisation sozialer Reproduktion betrachtet werden (Kuschinski 2019: 125). Historisch wird dieser Zusammenhang beispielsweise nach dem Zweiten Weltkrieg besonders deutlich, als staatliche Wohnungsbau- und Förderprogramme massiv hochgefahren worden sind, um ein Fundament für den Wiederaufbau Deutschlands und das folgende Wirtschaftswunder zu schaffen (vgl. Holm 2019). Wohnen ist somit ein fundamentales individuelles Grundbedürfnis und gleichzeitig soziales Gut, das die Grundlage für gesellschaftliche Stabilität, soziale Integration und Teilhabe von Subjekten in kapitalistisch organisierten Gesellschaften darstellt.

Wohnraum hat jedoch einen Doppelcharakter, der ihre zentrale Funktion in der politischen Ökonomie überhaupt erst bestimmt (Aalbers/Christophers 2014). Denn »die Wohnung« ist nicht nur ein Grundbedürfnis, sondern im Kapitalismus auch eine Ware, die am Markt gehandelt wird (Holm 2011), und zwar eine besondere Ware. Aufgrund der spezifischen Eigenschaften von Immobilien³ sind Wohnungen im Vergleich zu vielen anderen Gebrauchsgütern in ihrer Produktion extrem langlebig und ressourcenaufwändig. Somit können große Summen an Kapital über lange Zeiträume, in einer Art Wertspeicher, gebunden werden. Gerade in Zeiten der Überakkumulation, also wenn so viel Mehrwert in dem Kreislauf der Produktion erwirtschaftet worden ist, dass die Kapitaleigner nicht mehr wissen, wohin sie es rendite-trächtig reinvestieren sollen, bietet sich die gebaute Umwelt als „Kapitalparkplatz“ an (vgl. Belina 2017). Denn in Immobilien kann Kapital fixiert und somit eine drohende Krise (zeitlich und räumlich) verschoben werden; sie dienen als „spatial fix“, um mit David Harvey (2001) zu sprechen. Die Wohnung als Immobilie hat somit eine wichtige Funktion für Kapitalkreisläufe und das Abfedern von Krisen im Kapitalismus. Die Prozesse der Kapitalzirkulation in und um das Zuhause sind dabei immer eingebettet in globale Kreisläufe der Mehrwertschöpfung sowie politische Regulationsweisen und staatliche Sozial- und Wirtschafts-

und Finanzmarktpolitiken, die wiederum auf die gesellschaftliche Reproduktion zurückwirken (Schönig/Vollmer 2020). Wir halten bis hierhin also fest: Sowohl für ‚das große Ganze‘ – das Funktionieren der (kapitalistisch organisierten) Gesellschaft – als auch den Alltag in Nachbarschaften und das Soziale auf Mikroebene der Haushalte ist die Wohnung als Ort der Reproduktion und Reproduktionsarbeit zentral für das Überleben.

Wohnungsfrage(n) überall?!

„[die] Wohnungsfrage ist die soziale Frage unserer Zeit“ (Horst Seehofer 2018)

In den vergangenen Jahren ist die Wohnungskrise von vielen Politiker*innen und Forscher*innen zur sozialen Frage des 21. Jahrhunderts erklärt worden (Holm 2019; Rink et al. 2015, Schönig/Vollmer 2020). Die Wohnungsfrage ist heute kein Problem mehr, das nur einen marginalisierten Rand der Bevölkerung betrifft. Sie ist inzwischen eine Krise, die breite Schichten der Bevölkerung bedroht und zwar weit bis in den Mittelstand hinein (Holm 2019). Wie konnte es zu dieser Krise kommen? Mit dem „Trend der Vermarktlichung, Dezentralisierung und einer verstärkten Wettbewerbsorientierung“ (Schönig et al. 2017: 34) in der Wohnraumversorgung bei gleichzeitig stagnierenden Reallöhnen und einem Abbau sozialstaatlicher Absicherungssysteme (vgl. Nachtwey 2016) sind die Individualisierung von Lebensrisiken und die „Ungleichverteilung lebensrelevanter Ressourcen“ (Kemper 2018) in den letzten 30 Jahren in Deutschland verschärft worden (vgl. Heyn/Schmandt 2019). Dabei müssen Haushalte mit unteren und mittleren Einkommen anteilig immer mehr ihres Einkommens für das Wohnen, vor allem das Mieten ausgeben. Dieser Umstand ist problematisch, denn dann bleiben weniger Geld, Zeit und Ressourcen für anderes – mitunter für eben genau jene Dinge, die ganz essentiell sind zum Überleben. Die Wohnungsfrage bringt daher die Grundlage der gesellschaftlichen Reproduktion in den Städten ins Schwanken (vgl. Power/Mee 2020). Obwohl die Wohnungsfrage inzwischen auch Haushalte mit mittleren Einkommen betrifft, sind von prekären Wohnverhältnissen⁴ in der Regel vor allem solche Menschen betroffen, die ohnehin im Niedriglohnsektor arbeiten, von Transferleistungen abhängig sind oder ohne

³ Immobilien sind *standortgebunden*, das heißt, ihre Lage hat Auswirkungen auf die Nutzung und den Wert einer Wohnung, außerdem sind sie ein *heterogenes Gut*, aufgrund ihrer spezifischen Lage einzigartig, und *langwierig in ihrer Produktion*, denn diese bedarf einer komplizierten planerischen Erschließung und hoher Finanzierungskosten.

⁴ Als prekäre Versorgungssituation gilt eine Wohnung mit einer Flächenversorgung von unter 20m² pro Person (Lebuhn et al. 2017: 56). Ich orientiere ich mich jedoch an dieser weit gefassten Definition von Bieri und Elmiger (2013: 7): „Ein Wohnverhältnis ist prekär, wenn die Miete zu hoch oder die Wohnung zu klein ist, wenn sich die Unterkunft in einem gesundheitsgefährdenden Zustand befindet oder diese in einer Wohngegend angesiedelt ist, welche die Integration der Bewohnenden erschwert.“

existenzsicherndes Einkommen leben, z.B. weil sie unentlohnbar Sorgearbeit leisten (vgl. Brinker/Sinning 2014; Lebuhn et al. 2017). Allgemeinhin gilt: „Die Reichen wohnen, wo sie wollen, die Armen dort, wo sie müssen“ (Häußermann 2007: 237). Dass sich die Wohnungsnot dabei zunehmend nicht nur als eine Krise der Leistbarkeit (vgl. Praum 2016), sondern auch der gesellschaftlichen Integration und Sorge in den Städten entpuppt, haben die Ereignisse der letzten von der Pandemie geprägten Monate wie durch ein Brennglas gezeigt. Es lässt sich feststellen, dass die kritische Stadt- und Wohnforschung in ihren Analysen der attestierten „Rückkehr der Wohnungsfrage“ (u.a. Rink et al. 2015) den Gebrauchswert der Wohnung als Zuhause und die alltäglichen Erfahrungen im Umgang mit Prekarisierung und Wohnungsnot bisher vernachlässigt hat. Dies lässt sich wohl auf die Tatsache zurückführen, dass nur wenige empirische Untersuchungen die von Gentrifizierung und/oder Verdrängung Betroffenen in den Blick nehmen (vgl. Künstler/Schipper 2021; Meuth/Reutlinger 2021). Aber was bedeutet nun diese veränderte Situation auf dem Wohnungsmarkt für Mieterinnen und Mieter in ihrem Alltag? Wie äußern sich die Privatisierung, Vermarktlichung und Finanzialisierung des Wohnens konkret auf lokaler Ebene? Wie haben sich dadurch beispielsweise Mietpreise, Wohnungsqualität, Vermietverhältnisse und Nachbarschaftsbeziehungen verändert? Auf diese Fragen gibt es bisher nicht viele Antworten in der Literatur der kritischen Wohnforschung, da diese analytisch meist auf struktureller Ebene ansetzt, also die Widersprüche auf der Makroebene hervorhebt (Schönig/Vollmer 2020). Um zu illustrieren, dass Wohnen nicht nur strukturell sondern auch im Alltag von Mieter*innen von den Logiken des (Finanz-)Kapitalismus geprägt ist, möchte im Folgenden die Geschäftspraxis des Wohnungskonzerns Vonovia, Europas größtem Konzern für Wohnimmobilien,⁵ vorstellen. Im Anschluss daran werde ich an die materialistisch-feministische Perspektive auf Wohnen als Ort der Reproduktion anknüpfen und meine eigene, auf der Ebene des Wohnalltags ansetzende, Forschung vorstellen.

Miete gleich Rendite??!

Die Umwandlung von Wohnraum in eine Finanzanlage verschärft die gegenwärtige Wohnungskrise in deutschen Städten drastisch, indem sie den Widerspruch zwischen Wohnen als Ware und Wohnen als Grundbedürfnis auf eine neue Ebene hebt (vgl. Madden/Marcuse 2016). Für Wohnungsunternehmen, die wie Vonovia nach

Profitmaximierung streben, sind nicht mehr in erster Linie die Mieterinnen und Mieter, sondern vordergründig die Aktionär*innen ihre Kund*innen. Das Kerngeschäft börsennotierter Wohnungsunternehmen ist dabei „die Nutzung der vermieteten Immobilien für die Konstruktion global konkurrenzfähiger Finanzanlageprodukte, deren Rendite vor allem aus steigenden Vermietungsergebnissen erwirtschaftet werden“ (Unger 2018a: 1). Große Player am deutschen Wohnungsmarkt wie u.a. Vonovia, LEG, Adler Real Estate haben ihre Bestände häufig durch den Ankauf privatisierter Werks-, Eisenbahner- und öffentlicher Wohnungen zusammengekauft (vgl. Holm 2011). Dies wurde möglich, weil durch die Abschaffung der Wohnungsgemeinnützigkeit 1989/90 viele ehemals gemeinnützig bewirtschaftete und preislich gebundene Wohnungen in den 90er und 2000er Jahren durch die öffentliche Hand an institutionelle Investoren verkauft worden sind. Ganz im Sinne des damals in der Wohnungs- und Sozialpolitik vorherrschenden neoliberalen Geistes hat sich der Staat aus dem Politikfeld Wohnen zurückgezogen; die konservativ-liberalen politischen Eliten gingen seinerzeit davon aus, dass die Wohnungsfrage ein für alle mal gelöst sei. Heute wissen wir, dass sich dies als Trugschluss erwiesen hat. Denn institutionelle Investoren schöpfen in der Regel rechtlich zulässige Mieterhöhungen voll aus und nutzen Modernisierungen und Neuvermietungen dazu, das Niveau der Preise weiter nach oben zu treiben. Dieses Geschäftsmodell lässt sich beispielhaft illustrieren mit den Zahlen von Vonovia:



Abbildung 1: Netto kaltmiete Vonovia (2013-2020). Quelle: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/519254/umfrage/nettokaltmiete-fuer-wohnungen-aus-dem-bestand-der-vonovia/> (abgerufen 19.12.21).

⁵ Durch die jüngst erfolgte Fusion mit dem zweiten ›Mega-Player‹ am Deutschen Markt, der Deutsche Wohnen, besitzt Vonovia rund 550.000 Wohnungen (Unger 2021).



Abbildung 2: Dividende Vonovia (2013-2020). Quelle: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/519216/umfrage/beitraege-der-wohnungsgesellschaft-vonovia/> (abgerufen 19.12.21).

Das im Deutschen Aktienindex DAX gelistete Unternehmen hat aktuell einen Börsenwert von 48 Milliarden Euro.⁶ Größtenteils befinden sich diese Aktien in Streubesitz. Die US-amerikanische Investmentgesellschaft Blackrock, die für ihre spekulativen Finanzgeschäfte bekannt ist, hält um die 10% und darf sich regelmäßig über Super-Dividenden freuen. Denn vom jährlich erwirtschafteten Gewinn werden 72% als so genannter ›Pay-Out‹ an die Anteilseigner ausgeschüttet.⁷ Das macht 37Cent pro Euro Miete, die nicht reinvestiert werden in die Wohnungsbewirtschaftung und Instandhaltung, sondern von Vonovia an die Anteilseigner ausgezahlt werden, oder anders ausgedrückt: aus der Tasche der Mieter*innen umverteilt werden an die Investoren. Das Berliner Kollektiv Cuadro Frezca hat mit ihrer Aktion #dasfehlendedritt auf der Fassade eines Vonovia Wohnhauses in Hannover dieses Geschäftsmodell der Generierung von Profit aus der Vermietung von Wohnungen jüngst satirisch kommentiert.⁸



Abbildung 3: Das fehlende Drittel. Quelle: <https://dasfehlendedritt.tumblr.com/> (abgerufen 19.12.21).

Zum Lachen ist den Mieter*innen aber im Alltag ganz und gar nicht zumute. Denn sie sind in dem Prozess der Profitmaximierung aus der Bewirtschaftung von Mietwohnungen, mit Desirée Fields gesprochen, die „unwilling subjects of financialisation“ (Fields 2017), die die Gewinne mit ihren monatlichen Zahlungen finanzieren. Stetig steigende Mieten sind eine Voraussetzung dafür, dass immer höhere Dividenden – also Gewinnbeteiligungen – an die Aktionär*innen ausgezahlt werden können. Vor allem energetische Modernisierungen werden dabei als Möglichkeit genutzt, um Mieten dauerhaft in die Höhe zu treiben. Denn im Gegensatz zu Instandhaltungskosten, die grundsätzlich Vermieter*innen zu tragen haben, können 8% (bis 01.2019 sogar 11%) der Modernisierungskosten auf die Mieter*innen umgelegt werden. Das Anbringen von z.B. Balkonen oder Aufzügen, wofür Vermieter*innen einmalig in die Tasche greifen müssen, rechtfertigt dabei aber nicht nur kurzfristige Mieterhöhungen, sondern dauerhafte Steigerungen der monatlichen Zahlungen, die die Bewohner*innen stemmen müssen. Diesen rechtlich verankerten Umstand nutzt Vonovia strategisch aus, indem

⁶ Stand 19.12.2021: <https://www.finanzen.net/aktien/vonovia-aktie>

⁷ Stand 19.12.2021: <https://aktienfinder.net/dividendenprofil/Vonovia-Dividende>

⁸ Stand 19.12.2021: <https://dasfehlendedritt.tumblr.com/>

notwendige Instandhaltungsmaßnahmen an den Immobilien gar nicht oder so billig wie möglich erledigt werden, in manchen Fällen sogar fälschlicherweise als Modernisierungsmaßnahmen deklariert werden (vgl. Unger 2018b). Die Autor*innen des Vonovia-Mapping-Projekts 2021, die die Tricksereien des finanzierten Konzerns in einem Aktionsforschungsprojekt in Frankfurt am Main beispielhaft analysiert haben, stellen dabei ernüchternd fest:

*„Die prekären Wohnsituationen der Mieter*innen sind keine Einzelfälle: Steigende Mieten bei schlechter Instandhaltung und ein kaum erreichbarer Kundenservice sind systemisch im Geschäftsmodell finanziertener Wohnungsunternehmen verankert. Mieterhöhungen, undurchsichtige Nebenkostenabrechnungen, Heizungsausfall oder Schimmel sind für viele Mieter*innen und Mieter heute alltäglich.“⁹*

Das heißt, Mieter*innen müssen um jeden Preis die Gewinne der Aktionär*innen finanzieren und den Platz für zahlungskräftigere Nachmieter*innen räumen, wenn die Wohnung zu teuer wird.

Was uns gelebte Wohnerfahrungen von Mieter*innen über (Finanz)Kapitalismus erzählen.

“Through a focus on social reproduction – who and what it involves (e.g., care, work, physical, mental, emotional), where this takes place (in institutions, homes, communities), and over what time(s) (daily routines, life courses, generations) – the everyday becomes both an object and subject of study.” (Hall 2020: 814)

Dass das Versprechen stetig wachsender Dividendenzahlungen der finanzierten Wohnungswirtschaft mit Schikanierung, Prekarisierung und Verdrängung von Mieter*innen bezahlt wird,¹⁰ offenbart, dass Wohnalltag und Immobilienkrise, aber auch soziale Reproduktion und Finanzkapitalismus eng mit einander verstrickt sind. Der alltägliche Umgang mit Wohnungsfragen und die dazugehörigen Aushandlungsprozesse auf mikrolokaler Ebene werden vor allem in aktivistischen Kreisen, aktuell am prominentesten durch die Kampagne *DW & Co enteignen!* in Berlin, sowie durch journalistische Beiträge zu Erfahrungsberichten von Mieter*innen und deren alltäglichen Kämpfen sichtbar gemacht und skandalisiert. In meiner Forschung möchte ich an diese von den lokalen Kämpfen im Bereich des Wohnens ausgehenden Berichte anknüpfen. Dabei setze ich am

gelebten Wohnalltag von Mieterinnen und Mietern in Frankfurt am Main an, um den Widerspruch zwischen Reproduktion und Verwertbarkeit, der sich zentral in der Ware Wohnen materialisiert (vgl. Holm 2011), von unten zu beforschen.

In meinem Dissertationsprojekt interessieren mich die Verknüpfungen von Wohnen, Alltag und (Kämpfen um) soziale Reproduktion in der neoliberalen Stadt im Kontext der aktuellen Krise. Ich fokussiere also, anders als ein Großteil der polit-ökonomischen Beiträge zum Wohnen, nicht so sehr auf die makrostrukturellen Prozesse auf den Immobilienmärkten, sondern konzentriere mich auf die Dynamiken auf der lokalen Ebene und jener der Haushalte, um von dieser ausgehend strukturelle Merkmale herauszuarbeiten. In meiner Forschung beschäftigt mich die Frage, welche Folgen die Kommodifizierung von Wohnraum für Mieter*innen und Mieter hat und wie einkommensschwache Haushalte diese Veränderungen in ihrem Alltag in der Wohnsiedlung erleben. Insbesondere durch die Finanzialisierung, also die Umwandlung von Wohnungen in ein Finanzanlageprodukt, haben diese Fragen an Relevanz gewonnen, da viele mit Mitteln des sozialen Wohnungsbaus errichtete Wohnkomplexe heute durch börsennotierte Immobilienkonzernen vermietet und durch strategisches Anheben der Mietpreise zur Generierung von Profiten genutzt werden (vgl. Heeg 2013; Wijburg et al. 2018).

Am Beispiel ausgewählter Wohnsiedlungen in Frankfurt am Main, die heute durch unterschiedliche Wohnungsunternehmen verwaltet werden, möchte ich mithilfe einer dreiteiligen Forschungsfrage das Spannungsverhältnis von Wohnen als Ware und Wohnen als Grundbedürfnis in der neoliberalen Stadt herausarbeiten. Dabei betrachte ich folgende Aspekte:

1. Gelebte Erfahrungen: Wie erleben Mieter*innen ihren Wohnalltag? Mit welchen Herausforderungen sind sie konfrontiert (z.B. Leistbarkeit, Qualität, Vermietverhältnis, Ängste) und wie interpretieren sie ihre Situation?

2. Kämpfe: Welche individuellen und kollektiven Coping-Strategien entwickeln Mieter*innen, um Herausforderungen im Wohnalltag zu bewältigen? (Warum) kommt es zu politischer Kollektivierung (oder auch nicht)?

3. Wohnungsbewirtschaftung: Inwiefern hat sich die Bewirtschaftung von Mietwohnungen in Frankfurt seit der Abschaffung der Gemeinnützigkeit 1989/90 verändert?

⁹ Stand 19.12.21:

<https://storymaps.arcgis.com/stories/00bc61b41c9c456082fa00780bfa598f>

¹⁰ vgl. Betz et al. 2019 für eine differenzierte Darstellung des Wohnalltags bei Vonovia in Frankfurt am Main

Was sind deren Merkmale auf der Ebene einzelner Wohnsiedlungen?

Ziel meiner Arbeit ist es, erstens qualitativ-ethnographisch den Wohnalltag und die gelebten Erfahrungen von Mieter*innen nachzuzeichnen und ihre Umgangsstrategien mit Herausforderungen im Lebensbereich Wohnen herauszuarbeiten. Zweitens möchte ich in Anlehnung an die Forschungsperspektive und -praxis einer Angewandten Kritischen Geographie (vgl. Kuge et al. 2020)¹¹ mit lokalen Initiativen und (Miet-)Vereinen kooperieren, um den lokalen Widerstand und die Kämpfe gegen Vermarktlichung solidarisch zu begleiten und für die Praxis relevantes Wissen zu produzieren. Ausgehend von einer solchen beobachtenden Teilnahme an diesen mikrolokalen Materialisierungen und verkörperten Erfahrungen von Wohnungsfragen in Frankfurt versuche ich dann in einem dritten Schritt zu analysieren, welche strukturellen Kräfte und Prozesse auf der Makrobene hier wirksam sind. Durch das Aufdecken von Beziehungen zwischen Wohnerfahrungen der Mieter*innen und Renditemaximierung in der Wohnungsbewirtschaftung möchte ich die Widersprüchlichkeiten und sozialräumlichen Auswirkungen von Kommodifizierung auf die Bedeutung der Wohnung als Ort der Reproduktion sowie für die Formierung städtischer Kämpfe gegen Verdrängung besser verstehen.

Für eine solche Betrachtung der gelebten Erfahrungen und des Alltäglichen eignen sich materialistisch-feministische Ansätze (Beier et al. 2018) und Methoden besonders gut, da sie die Mikro- und Makroebene sozialer Reproduktion integriert betrachten; also verkörperte Handlungen und politische Prozesse miteinander in Beziehung setzen (vgl. Hall 2020; Predmore 2020). Methodisch übersetze ich das mit dem Ansatz „studying the macro through the micro“ (vgl. Fenster 2014, 2018), was so viel bedeutet wie die Makroebene durch die Analyse der (Widersprüche auf der) Mikroebene verstehen. Wie von Sarah Marie Hall im Eingangszitat dargestellt, begreife ich dabei das Alltägliche als Forschungsgegenstand (Hall 2020: 814).

Theoretisch konzeptionell fasse ich die komplexen und multi-skalaren Dynamiken des Lebensbereiches Wohnen

mithilfe von Ansätzen der Feministischen Politischen Ökonomie, die soziale Reproduktion, Care, also Sorge, sowie alltägliche Erfahrungen und Subjektivierungsprozesse in den Fokus rücken. Was bedeutet nun eine solche feministische politökonomische Perspektive auf Wohnen?

1. Wohnen ist zu verstehen als Terrain der sozialen Reproduktion: Die Reproduktion der Arbeitskraft findet im Kapitalismus in der Regel in einer Wohnung/Behausung/einem wie auch immer gearteten Zuhause statt. Die am Arbeitsplatz ausgebeutete Arbeitskraft wird durch die unbezahlte Haus- und Sorgearbeit in eben diesem Zuhause reproduziert. Der Wohnungssektor ist daher für die soziale Reproduktion kapitalistischer Gesellschaften von entscheidender Bedeutung.

2. Wohnungspolitik können wir aus dieser Perspektive als einen wichtigen Mechanismus für die Konfiguration sozialer Reproduktion begreifen (vgl. Power/Mee 2020). Dabei wird deutlich, dass die aggressive Vereinnahmung des Lebensbereichs Wohnen durch die Interessen des Kapitals, die Ausdruck in der aktuellen Wohnungskrise findet, die Sicherstellung der gesellschaftlichen Reproduktion gefährdet (vgl. Madden 2020). Die Wohnraumversorgung ist unter den Bedingungen der kapitalistischen Ökonomie organisiert: Wie auch andere Waren unterliegen die Produktion und der Bau von Wohnungen den ökonomischen Rationalitäten beteiligter Akteure am Markt (vgl. Holm 2011). Der Rückzug des Staates aus dem sozialen Wohnungsbau, die Privatisierung von öffentlichen Liegenschaften und Wohnungsbeständen, planerische Sanierungsprojekte und Aufwertungsprogramme in Nachbarschaften (z.B. das Bund-Länder-Programm Soziale Stadt) ebenso wie staatliche Subventionen für Investoren zur (energetischen) Modernisierung des Bestandes haben dabei vielerorts Gentrifizierungsdruck erzeugt und das Steigen der Mietpreise sowie die Verdrängung von unteren Einkommensschichten nach sich gezogen; gleichzeitig ist politischer Handlungs- und Gestaltungsspielraum im Bereich des Wohnens verloren gegangen. Die globale Wirtschafts- und Finanzkrise 2007/2008 hat außerdem die Bedeutung der Wohnung als krisensichere Kapitalanlage vorangetrieben: Angesichts eines Mangels an profitablen

¹¹ Nach Kuge et al. 2020 (s. 223): „Die zentrale Idee einer AKG besteht darin, Probleme aus der Praxis zivilgesellschaftlicher Initiativen aufzugreifen, in denen sich die Interessen und die Lebenswirklichkeit marginalisierter bzw. subalterner Gruppen widerspiegeln. Der Begriff ›kritisch‹ bezieht sich dabei auf den Anspruch, für und mit Akteuren zu forschen, die in ihren Möglichkeiten, sich öffentlich politisch zu artikulieren und – insbesondere von der Politik – gehört zu werden, stark eingeschränkt sind (Gramsci 1999, S. 2185ff.). [...] Angewandt ist eine solche Forschung, weil sie gemeinsam mit gesellschaftlich

marginalisierten Akteuren und von deren Standpunkt aus Wissen produzieren möchte, das für diese Akteure – und damit auch für die Gesellschaft insgesamt – relevant ist. Möglich wird eine solche Form des Austausches durch eine sich als dialogisch verstehende Wissensproduktion. Bei dieser Praxis werden die außerakademischen Akteure als Kooperationspartner*innen in die verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses integriert, deren eigenständige (Forschungs-)Praxis wird ernst genommen und für wechselseitige Lernprozesse erschlossen (Choudry 2014).“

Anlagesphären fließt heute überschüssiges Kapital verstärkt in den Immobiliensektor und auch die private Altersvorsorge „begünstigt einen ökonomischen Blick auf Wohnimmobilien als Investition bzw. Absicherung“ (Heeg 2013: 77). Allgemeinhin gilt: Immobilien sind von einem Gebrauchsgut zu einem Anlage- und Finanzprodukt geworden.

3. Ort der Materialisierung von Prekarisierung und Krise: Da Wohnen aktuell an vielen Orten und für breite Schichten der Bevölkerung aufgrund der oben genannten Entwicklungen auf national-politischer und global-ökonomischer Ebene von Prekarisierung geprägt ist, können wir mit Nancy Frasers Worten auch von einer „Crisis of Care“ (Fraser 2016) sprechen, die sich auch im Lebensbereich Wohnen materialisiert. Das ist besonders während der Corona-Pandemie deutlich geworden. Qualitative und quantitative Wohnungsfragen¹² erschweren die Bewältigung des Alltags vieler Menschen und somit die Sorge um das Selbst und andere, und damit der Reproduktion der (kapitalistischen) Gesellschaft an sich. Neoliberalisierung und Finanzialisierung erscheinen vor diesem Hintergrund nicht als Lösung, sondern treibende Kräfte der Krise.

4. Aus den zuvor genannten Punkten geht hervor, dass Tätigkeiten und Beziehungen im Zuhause als Voraussetzung für das Funktionieren von Ökonomie und Gesellschaft verstanden werden müssen. Wohnen kann somit potentiell auch Ausgangspunkt für emanzipatorische politische Kämpfe sein. Aus feministischer Perspektive ist Wohnen also nicht nur ein Ausdruck der „crisis of care“ unserer Gesellschaft, sondern auch ein zentrales Austragungsfeld der Kämpfe gegen die „Krise der Reproduktion“ (sub\urban Redaktion 2017: 5) im finanzierten Kapitalismus (vgl. Federici 2018).

Zusammenfassend ergibt sich aus der materialistisch-feministischen Perspektive auf Wohnen eine Fokussierung auf den Zusammenhang von der Krisenhaftigkeit der sozialen Reproduktion und des Wohnalltags. So ist es möglich, die veränderte Situation auf dem Wohnungsmarkt, z.B. im Kontext der Finanzialisierung, in Beziehung zu setzen zu sozialen Praktiken des Wohnens und dem Alltag von Mieter*innen. Diese sind durch die Funktion der Wohnung als Ort der Reproduktion miteinander verschränkt, wie das Beispiel Vonovia illustriert hat. Mit Laura Briggs

gesprochen: „These conflicts are where neoliberalism lives in our daily lives.“ (Briggs zitiert in Madden 2020)

And now? Kämpfen für Solidarische Beziehungsweisen!

Die Wohnung als Zuhause ist grundlegende Voraussetzung für die Zirkulation des Alltags und die Entfaltung des Lebens, aber auch für den sozialen Zusammenhalt. Gerät dieses *life support system*, wie David Harvey es nennt, aus der Balance, hat dies negative Folgen für alle Aspekte der Existenz – auf individueller sowie struktureller Ebene (Harvey 1975 [1973]: 159). Konkret manifestiert sich Prekarisierung im Bereich des Wohnens etwa in einer kaum noch tragbaren Belastung durch Wohnkosten, in baulichen Mängeln, beengten Raumverhältnissen oder sogar dem drohendem Verlust der Wohnung (vgl. Künstler/Schipper 2021). Prekäre Wohnverhältnisse sind dabei längst nicht mehr ein Randproblem. Durch die aktuelle COVID-19 Pandemie offenbart sich die Wohnungsfrage vielmehr als umfassende Krise der gesellschaftlichen Reproduktion, die uns alle angeht. Wohnen analytisch aus feministisch-politökonomischer Perspektive zu fassen und zu erforschen, erlaubt es, das Wechselspiel makro- und mikrostruktureller Prozesse, die Prekarisierung durch das Wohnen hindurch produzieren, sichtbar zu machen. Das Potential des Ansatzes liegt darin begründet, dass die sonst häufig getrennt voneinander betrachteten Prozesse auf der strukturellen und lokalen Ebene integriert betrachtet werden können. Dass also die Verwobenheit von Prozessen der Prekarisierung auf der Ebene von Alltagspraxen, Emotionen und Beziehungen von Haushalten sowie auf politökonomischer Ebene durch eine Analyse der gelebten und verkörperten Erfahrungen von Subjekten herausgearbeitet werden können. Das ist nötiger denn je. Denn was bleibt letztlich an Perspektiven für eine kritische feministische Wohlforschung? Meine vorsichtige Antwort: Der Kampf für mehr Sichtbarkeit verkörperter Marginalisierung, für politische Positionierung und für solidarische Beziehungsweisen in der Praxis. Denn: „The opposite of precarity is not security, but, rather, the struggle for an egalitarian social and political order in which a livable interdependency becomes possible“ (Butler 2015: 68).

Literatur:

Aalbers, M. (2016): *The financialization of housing: A political economy approach*. London: Routledge.

¹² Neben der Analyse von wiederkehrenden „quantitativen Wohnungsfragen“ (Holm 2019: 101), also z.B. steigenden Miet- und Eigentumspreisen, müssen bei der Analyse von Wohnungskrisen auch qualitative Versorgungsdefizite mitgedacht werden, beispielsweise gezielte Desinvestitionsstrategien von Investoren,

Instandhaltungsstau, Verwahrlosung des Wohnumfeldes, mangelnde Barrierefreiheit, unzureichende Hausverwaltung etc. Diese können wir nach Holm (ebd.) als qualitative Wohnungsfragen bezeichnen.

- Aalbers, M./Christophers, B. (2014): Centring housing in political economy. In: *Housing, Theory and Society* 31, 373-394.
- Beier, F./Haller, L.H./Haneberg, L. (Hg.) (2018): *Materializing Feminism. Positionierungen zu Ökonomie, Staat und Identität*. Münster: Unrast.
- Belina, B. (2017): Kapitalistischer Wohnungsbau: Ware, Spekulation, Finanzialisierung. In: Schönig, B./Kadi, J./Schipper, S. (Hg.), *Wohnraum für alle?!* Perspektiven auf Planung, Politik und Architektur. Bielefeld: transcript, 31-45.
- Betz, J./Kubitz, T./Schipper, S. (2019): Gentrifizierung im Frankfurter Gallus. Sozialstruktur, Mietbelastung und Verdrängung in der Vonovia-Siedlung Knorrstraße. *Forschungsbericht*. Frankfurt a.M.: Goethe Universität.
- Bezanson, K./Luxton, M. (2006): *Social Reproduction. Feminist Political Economy Challenges Neo-liberalism*. Montréal: McGill-Queen's University Press.
- Bieri, C./Elmiger, M. (2013): Prekäre Wohnverhältnisse und ihre gesellschaftlichen Folgen. In: Caritas Zürich (Hg.), *Zu wenig Wohnung!* Zürich: Caritas, 6-9.
- Brinker, D./Sinning, H. (2014): Wohnraumversorgung und Wohnqualität einkommensschwacher Haushalte. In: *Raumforschung und Raumordnung* 72(1), 39-53.
- Bowlby, S. (2012): Home as a Site of Care. In: Smith, S. (Hg.), *Encyclopedia of Housing and Home*. Oxford: Elsevier Science, 388-393.
- Della Costa, M. (2019): *Women and the Subversion of the Community: A Mariarosa Dalla Costa Reader*. Oakland, Cal.: PM Press.
- Federici, S. (2012): *Revolution at Point Zero: Housework, Reproduction and Feminist Struggle*. Oakland, CA: Common Notions/PM Press.
- Fenster, T. (2014): Do Palestinians live across the road? Address and the micro-politics of home in Israeli contested urban spaces. In: *Environment and Planning A* 46, 2435-2451. <https://doi.org/10.1068/a140083p>
- Fenster, T. (2018): The Micro-Geography of a Home as a Contact Zone: Urban Planning in Fragmented Settler Colonialism. In: *Planning Theory & Practice* 19, 496-513. <https://doi.org/10.1080/14649357.2018.1500627>
- Fields, D. (2017): Unwilling Subjects of Financialization. In: *IJURR* 41, 588-603. <https://doi.org/10.1111/1468-2427.12519>
- Fraser, N. (2016a): Contradictions of capital and care. In: *New left review* 100, 99-117.
- Fraser, N. (2016b): Capitalism's Crisis of Care. In: *Dissent* 63(4), 30-37.
- Hall, S.M. (2020): Revisiting geographies of social reproduction: Everyday life, the endotic, and the infra-ordinary. In: *Area* 52, 812-819.
- Harvey, D. (1975 [1973]): *Social Justice and the City*. London: Arnold.
- Harvey, D. (2001): Globalization and the »Spatial Fix«. In: *Geographische Revue* 2, 23-30.
- Hasse, J. (2019): Was bedeutet es, zu wohnen? In: APuZ (Hg.), *Gesucht! Gefunden? Alte und neue Wohnungsfragen*. Bonn: bpb: 12-21.
- Häußermann, H. (2007): Effekte der Segregation. In: *Forum Wohneigentum* 5, 234-240.
- Heeg, S. (2013): Wohnungen als Finanzanlage. Auswirkungen von Responsibilisierung und Finanzialisierung im Bereich des Wohnens. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 1/1, 75-99.
- Heyn, T./Schmandt, M. (2019): Wachsende Ungleichheit durch Wohnraum in Deutschland. Zwischen Wohnraumnot und Wohnraumfülle. *empirica-Paper* 246. Berlin: Empirica.
- Holm, A. (2008): Privatisierung des kommunalen Wohnungsbestandes. In: *JB StadtRegion* 1, 101-108.
- Holm, A. (2011): Wohnung als Ware: zur Ökonomie und Politik der Wohnungsversorgung. In: *Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich* 31(121), 9-20.
- Holm, A. (2019): Wiederkehr der Wohnungsfrage. In: APuZ (Hg.), *Gesucht! Gefunden? Alte und neue Wohnungsfragen*. Bonn: bpb, 98-111.
- Kemper, J. (2018): Ungleichheit in den Städten. In *bpb (Hg.) Dossier Stadt und Gesellschaft*. <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/stadt-und-gesellschaft/216890/stadtentwicklung-und-soziale-ungleichheit> (Zugriff 06.07.2021).
- Kuge, J./Naumann, M./Nuissl, H./Schipper, S. (2020): Angewandte und Kritische Geographie. Gemeinsame Herausforderungen, gemeinsame Perspektiven? In: *Standort* 44, 219-225. <https://doi.org/10.1007/s00548-020-00662-x>
- Künstler, F./Schipper, S. (2021): Prekäre Wohnverhältnisse, Verdrängungsdruck und die Entstehung politischer Kollektivität in Frankfurt Westhausen. In: *Soziale Passagen 2021* <https://doi.org/10.1007/s12592-021-00393-2> (Zugriff 05.01.2021).
- Kuschinski, E. (2019): Profitable Wohnungspolitik und die Reproduktionskrise der »Anderen« – das Hamburger Bündnis für das Wohnen. In: *FEMINA POLITICA* 1, 125-129.
- Lebuhn, H./Holm, A./Junker, /Neitzel, K. (2017): Wohnverhältnisse in Deutschland. eine Analyse der sozialen Lage in 77 Großstädten. Bericht aus dem Forschungsprojekt »Sozialer Wohnversorgungsbedarf«. Berlin/Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung.
- Madden, D. (2020): Housing and the Crisis of Social Reproduction. In: *e-flux Architecture*, online: <https://www.e-flux.com/architecture/housing/333718/housing-and-the-crisis-of-social-reproduction/> (Zugriff 10.05.21).
- Madden, D./Marcuse, P. (2016): In defense of housing: the politics of crisis. Verso, London New York.
- Meuth, M./Reutlinger, C. (2021): Von Gentrifizierung betroffen: Ein exemplarischer Beitrag zur Diskussion konzeptioneller und methodisch-methodologischer Fragen qualitativer Verdrängungsforschung. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9(1/2), 11-30. <https://doi.org/10.36900/suburban.v9i1/2.618>
- Nachtwey, O. (2016): *Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Power, E. R. (2019): Assembling the capacity to care: Caring-with precarious housing. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 44 (4), 763-777.
- Power, E. R./Bergan, T.L. (2019): Care and Resistance to Neoliberal Reform in Social Housing. In: *Housing, Theory and Society* 36(4), 426-447.
- Power, E. R./Williams, M. J. (2020): Cities of care: A platform for urban geographical care research. In: *Geography compass* 14(1), e12474.
- Power, E. R./Mee, K.J. (2020): Housing: an infrastructure of care. In: *Housing Studies* 35/3, 484-505.
- Praum, C. (2016): Der Mythos der Bezahlbarkeit. Zur wohnungspolitischen Relevanz von Faustregeln. In: *derivé. Zeitschrift der Stadtforschung* (65), 37-41.
- Predmore, S. (2020): Feminist and Gender Studies Approaches to Financialization. In: Mader, P./Mertens, D./van der Zwan, N. (Hg.): *The Routledge International Handbook of Financialization*. London: Routledge, 102-112.

- Rink, D./Schönig, B./Gardemin, D./Holm, A. (2015): Städte unter Druck. Die Rückkehr der Wohnungsfrage. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 6, 69-79.
- Schönig, B./Vollmer, L. (2020): Wohnungsfrage(n) ohne Ende und überall?! Sechs Thesen für eine interdisziplinäre Wohnforschung. In: Dies. (Hg.), Wohnungsfrage(n) ohne Ende?! Bielefeld: transcript, 7-33.
- Schönig, B./Rink, D./Holm, A./Gardemin, D. (2017): Paradigmenwechsel in der kommunalen Wohnungspolitik? Variationen kommunalisierten Wohnungspolitik im transformierten Wohlfahrtsstaat. In: Münch, S./Barbehön, M. (Hg.), Variationen kommunaler Politik. Wiesbaden: Springer VS, 25-62.
- sub\urban Redaktion (2017): Editorial Stadt der Reproduktion. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5(3), 5-8.
- Unger, K. (2018a): Mieterhöhungsmaschinen. Zur Finanzialisierung und Industrialisierung der unternehmerischen Mieterhöhungsmaschinen. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 205-225.
- Unger, K. (2018b): TOP 5 der Vonovia-Betriebskostentricks in Witten. TOP 5 der Vonovia-Betriebskostentricks in Witten - MieterInnenverein Witten und Umg. e.V. <https://www.mvwit.de/top-5-der-vonovia-betriebskostentricks-in-witten/> (Zugriff: 19.12.21)
- Unger, K. (2021): Die Fusion (der Täuscher). Vonovias «Zukunfts- und Sozialpakt Wohnen» im Faktencheck. <https://www.rosalux.de/news/id/44404/die-fusion-der-taeuscher?cHash=cce80b690eab78cf093cd6a08c55e102> (Zugriff: 05.08.21)
- Wijburg, G./Aalbers, M./Heeg, S. (2018): The Financialisation of Rental Housing 2.0: Releasing Housing into the Privatised Mainstream of Capital Accumulation. In: Antipode 50(4), 1098-1119.

Wohnen als Brennglas auf intersektionale Ungleichheiten und was sonst noch möglich ist: Feministisch-geographische Wohnforschung ist multiperspektivisch.

Anne Vogelpohl (Hamburg | 

Anne Vogelpohl versteht ihre Forschung insgesamt als "Geographien urbaner Ungleichheiten". Wohnen ist in daher für sie ein Moment im weiteren Feld sozialer Ungleichheiten - umso mehr, seit sie seit 2018 in der Sozialen Arbeit tätig ist. Zudem wohnt sie im Hamburger Schanzenviertel, Paradebeispiel eines gentrifizierten Stadtteils. Seit ihr älterer Sohn dort zur Schule geht, frage sie sich angesichts der Mischung der Familien dort immer wieder: was bleibt in der Wohn- und Gentrificationforschung eigentlich alles derzeit unterbelichtet?

Es war an der Zeit, dass zum Thema Wohnen eine Ausgabe der Feministischen Geo-RundMail herauskommt: Denn interdisziplinäre Forschungen zu Wohnen boomen seit Jahren und kommen dabei oftmals gut ohne die Berücksichtigung von Geschlechterverhältnissen und feministischen Argumenten aus¹ – obwohl diese nicht nur zusätzliche Aspekte von Wohnen hervorheben, sondern auch die zugrundeliegenden polit-ökonomischen wie alltagspraktischen Prozesse umfassender erklären. Das Ausblenden von Geschlechterverhältnissen, queeren Lebensweisen, Körperlichkeiten etc. aus der Wohnforschung beeinflusst, welche Fälle untersucht

werden und welche nicht, welche Scales betrachtet werden (und welche nicht), welche Erklärungen gefunden werden (und welche nicht) – und ja auch, wer über Wohnen schreibt (und wer nicht).

Also ist es höchste Zeit, erneut sichtbar zu machen, dass Wohnen, Wohnungspolitik und Wohnungsmarkt von Geschlechterverhältnissen mitbestimmt ist. Dies wird deutlich, wenn differenziert analysiert wird, wer wie (nicht) wohnt, welche Wohnungen gebaut bzw. abgerissen werden und welche Renditen aus ihnen geschlagen werden können. Und umgekehrt ist es von Bedeutung, wie Wohnformen, Lage und Schnitt der Wohnung und Wohnungsmärkte Geschlechterverhältnisse prägen.

Das Anliegen meines kurzen Beitrages ist es nun, eine feministische Perspektive in der (geographischen) Wohnforschung nicht nur darüber zu bestimmen, das Wechselseitverhältnis von Geschlechterdifferenzierungen sowie Intersektionalität und Wohnen wichtig zu nehmen. Eine feministische Perspektive kann (und sollte aus meiner Sicht) auch verdeutlichen, dass Wohnen multiperspektivisch zu betrachten ist. Wohnen ist eingebettet in weitere gesellschaftliche Verhältnisse und alltägliche Lebensbedingungen, die die Problematik des Wohnens erst richtig verständlich machen (s. dazu auch Reichle/Kuschinski 2020). Das möchte ich an drei Beispielen kurz illustrieren:

¹ Z.B. werden in einem jüngst erschienenen, dicken Band zu „Gentrifizierung und Verdrängung“ (Glatter/Mießner 2021) die seit den 1980er Jahren entwickelten feministischen Argumente zur Beschreibung und Erklärung von Gentrifizierung im Prinzip

vollständig ignoriert (hier nur einige Beispiele dafür: Curran 2017; Frank 2010; Kern 2010; Kunkel 2017; Markusen 1981; Schrader 2013; Warde 1991; Ye/Vojnovic 2020).

Wohnen und Arbeit

Ob Personen eine angemessene Wohnung bezahlen können, hängt wesentlich von dem zur Verfügung stehenden *Einkommen* ab. Deswegen ist es relevant Wohnen und Arbeiten zusammenzudenken. Es konnte bereits nachgewiesen werden, dass die Mietbelastung – also wie viel Prozent des Haushaltseinkommens für die Miete aufgewendet werden muss – nur dann sinkt, wenn sich die Einkommenssituation im Haushalt verbessert (Holm et al. 2021). In der Wohnforschung werden jedoch nur zumeist Entwicklungen von Miet- und manchmal Eigentumspreisen genauer analysiert, um über die Bezahlbarkeit von Wohnungen sprechen zu können. Bezahlbarkeit ist aber eben auch eine Frage des Einkommens. Und da Arbeit insgesamt zunehmend prekarisiert ist, leiten sich daraus ganz spezifische Wohnbedarfe und -möglichkeiten ab.

Ein Fokus auf die Mieten und Eigentumspreise kann dazu führen, dass Forderungen nach besseren Löhnen kein Platz gemacht wird. Dass Bezahlbarkeit vor allem über Eingriffe in den Wohnungsmarkt gelöst werden könnten, zeigt dieses Beispiel: In Hamburg wird seit 2020 ein gewisser Anteil der Sozialwohnungen für Zollbeamte reserviert, da diese kaum bezahlbare Wohnungen fänden (Ritscher 2018). Statt also Löhne zu erhöhen, wird über Sozialwohnungen gesprochen. Und da es von diesen zu wenige gibt, wird die Wahrscheinlichkeit, dass Personen mit geringen Einkommen oder sogar Einkommen unter der Armutsgrenze an eine Sozialwohnung kommen, noch geringer. Gerade dieser Niedriglohnsektor, in dem die Arbeitenden trotz Erwerbsarbeit unter der Armutsgrenze verdienen und in dem über 20 % der Erwerbstätigen in Deutschland arbeiten, wäre ein spannendes Themenfeld für feministische Wohnforschung. Der Sektor ist von intersektionalen Ungleichheiten geprägt. Wie das Statistische Bundesamt feststellt, ist für den Niedriglohnsektor typisch: „Weiblich, jung, im Dienstleistungsbereich tätig“².

Auch über das Einkommen hinaus kann die Berücksichtigung von Arbeit differenzierter über intersektionale Wohnbedarfe und Wohnchancen aufklären. *Arbeitsbedingungen* (wie Arbeitszeiten, die Möglichkeit, im Homeoffice zu arbeiten oder nicht, etc.) und der *Arbeitsort* beeinflussen den Wunsch, an bestimmten Orten zu wohnen. Da der Arbeitsmarkt in Bezug auf (nicht-)Bezahlung, Branchen, Arbeitsumfang etc. sehr vergeschlechtlicht ist, ist es auch sinnvoll, Wohnraum und die dazugehörigen

Verteilungsmechanismen entsprechend differenziert zu betrachten. Ein Beispiel sind Alleinerziehende, die auf eine Erwerbsarbeit sowie Kinderbetreuung angewiesen sind. Sie nehmen oft beengten Wohnraum in Kauf, um mehr oder weniger bezahlbar in zentraler urbaner Lage wohnen zu können – wo sowohl unterschiedliche Lebensformen akzeptierter sind als auch die Möglichkeit besteht, unterschiedliche alltägliche Aufgaben auf kurzen Wegen miteinander verbinden zu können. Alleinerziehende sind daher schon lange ein Fokus feministischer Wohnforschung (Bauhardt 2010; Curran 2017; Duncan/Edwards 1997; Gibson-Graham et al. 2013; Jones/Teixeira 2015).

Wohnen und Armut

Alleinerziehende gehören auch zu den am meisten von Armut gefährdeten Personen in Deutschland (zusammen mit Erwerbslosen und älteren Menschen). Armut beeinflusst auch Wohnverhältnisse. So lebt 10,3 % der Bevölkerung in Deutschland in überbelegten Wohnungen. Hier sind mit 30 % Alleinerziehende und ihre Kinder am stärksten betroffen³. Über Armut wird in der Wohnforschung – wenn überhaupt explizit – zumeist mit Bezug auf Sozialwohnungen gesprochen.

Eine feministische Perspektive mit Blick auf intersektionale Ungleichheiten entlang von Klasse, Hautfarbe, Geschlecht, Alter, Religion etc. kann hier stärker sichtbar machen, wer überhaupt Zugang zu den zu wenigen Sozialwohnungen hat und wie gewohnt wird, wenn der Weg in eine Sozialwohnung verschlossen bleibt. Die Ausweichmöglichkeiten sind in der Regel schwierig. Neben beengtem Wohnraum bleibt nicht selten die Wohnungslosigkeit als „Wahl“, wobei gerade junge Menschen und Frauen oft verdeckt wohnungslos leben.

Feministische Arbeiten können Beziehungen zwischen Diskriminierung bei der Wohnungssuche, alltäglichen Strategien und Praktiken des Wohnens, den Programmen der Wohnungspolitik sowie Marktmechanismen herausarbeiten. In der Geographie haben auf dem Feld der Wohnungslosigkeit bereits einige Studien mehrerer dieser Ebenen eindrücklich miteinander verbunden, z.B. mit Fokus auf u.a. Obdachlosigkeit als Form der Wohnungslosigkeit (Schmidt 2017) oder auf betreutes Wohnen (Marquardt 2013). Aktuell entsteht eine größere Arbeit von Eva Kuschinski zur Bedeutung von Frauenhäusern, die Auswirkungen von Armut im Feld Wohnen auf spezifische Weise deutlich machen: Auch wenn häusliche Gewalt nicht

²

<https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Qualitaet-Arbeit/Dimension-2/niedriglohnquote.html>, Zugriff 07.01.2022.

³ Zu den Daten und Definition von Überbelegung vgl.: <https://www.destatis.de/Europa/DE/Thema/Bevoelkerung-Arbeit-Soziales/Soziales-Lebensbedingungen/Ueberbelegung.html>, Zugriff 07.01.2022.

nur in armen Haushalten vorkommt, haben Frauen weniger Ausweichmöglichkeiten, wenn sie arm sind und z.B. keine Wohnung allein leisten können (angedeutet in Reichle/Kuschinski 2020). Und während es in der Wohnungslosenhilfe vielleicht nicht ausreichend, aber eben doch frauenspezifische Angebote gibt, sind die Unterstützungsmöglichkeiten für trans- und intersexuelle Personen besonders rar.

Wohnen und Sorgeinfrastrukturen

Die sozialräumliche Segregation von Menschen mit hohem und niedrigem Einkommen, von Menschen in Armut und jenen, die nicht von Armut bedroht sind, oder von Haushalten danach, ob sie der heterosexuellen Kleinfamilie entsprechen oder nicht (Alisch/Kümpers 2020), weist darauf hin, dass Wohnen nicht nur zu Hause stattfindet, sondern auch in der Nachbarschaft und weiteren Scales. Das haben die frühen feministischen Arbeiten zu Stadt und Wohnen gezeigt, die Konzepte für vergemeinschaftete Reproduktionsarbeit durch z.B. Nachbarschaftsküchen oder geteilte Betreuungsarbeit entwickelt haben (Hayden 1981; Martin 2002); und auch heute wieder sind Sorgeinfrastrukturen verstärkt im Fokus der Auseinandersetzung, z.B. mit Blick auf Caring Communities und nachbarschaftliche Pflege (Klie 2017; Monsen/Blok 2013). Was hier deutlich wird: Es ist nicht nur der Wohnungsmarkt und der Preis, der bestimmt, wohin Menschen ziehen.

Das Wohnumfeld spielt in der feministischen Wohnforschung eine wichtige Rolle. Denn dies kann in der Bewältigung von intersektionalen Benachteiligungen mehr – oder weniger hilfreich sein. Das Wohnumfeld lässt sich u.a. über Sorgeinfrastrukturen qualifizieren. Es gibt dabei unterstützende Momente (wie eine vielfältige Nachbarschaft, innerhalb derer neue Aspekte der Vielfalt besser gelebt werden können) oder unterstützende Institutionen (wie selbstorganisierte oder professionelle Einrichtungen, die den multiplen Herausforderungen auf den Feldern Gesundheit, Aufenthaltsrecht, Mieter:innenschutz, Arbeitsrecht etc. begegnen).

Sorgeinfrastrukturen entstehen wie Wohnen politisch-ökonomisch *und* alltäglich. Sie sind nicht das Ergebnis von mehr oder weniger zufällig engagierten Personen, sondern bilden aktuelle politische und ökonomische Strukturen des Raumes ab. So werden bestimmte Dinge gefördert: Die Kindertagesbetreuung wird in den letzten Jahren gerade für junge Mittelschichtsfamilien im ‚Zuverdiener:innenmodell‘ (vgl. Oschmiansky et al. 2020) noch attraktiver gemacht, um für diese auch das Wohnen an bestimmten Orten attraktiv zu machen (Kemper/Vogelpohl 2020). Anderes wird

verhindert: Gerade in benachteiligten Quartieren werden wichtige Sorgeinfrastrukturen oder gleich ganze als ‚Slum‘ bezeichnete Stadtquartiere mit ihren bestehenden Sorgebeziehungen für eine Aufwertung abgerissen (Luke/Kaika 2019; Subrahmanyam 2021). An den einen Orten werden Sorgeinfrastrukturen aufgebaut, an anderen werden Lücken in Sorgeinfrastrukturen hinterlassen (bspw. im Gesundheits- und Pflegebereich für Menschen mit geringem Einkommen). Deren Schließung bleibt dann Einzelnen überlassen, die unter Umständen ihre Sorgearbeit im Quartier kollektivieren können (z.B. Gillespie et al. 2018). So werden strukturell spezifische Räumlichkeiten von Sorgeinfrastrukturen produziert, die ungleiche Wohnmöglichkeiten für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen schaffen.

Ausblick

Eine feministische Perspektive auf Wohnen ist nicht nur ein „add-on“. Sie kann die vielfältigen Formen und Bedingungen des Wohnens durch einen multiperspektivischen Zugang sichtbar machen. So betont eine feministisch-geographische Wohnforschung aus meiner Sicht, dass sowohl Wohnpraxen als auch die politischen Ökonomien des Wohnens vergeschlechtlicht sind. Meine kurzen Ausführungen spiegeln nur einen kleinen Teil der möglichen und bereits durchgeführten Forschungen wider. Viele weitere z.B. mit Blick auf die Felder Gesundheit, Architektur, Ernährung, Mobilität, Pflege und anderes mehr sind möglich. Die vielfältigen, teils widersprüchlichen Prozesse, durch die Geschlechterverhältnisse hergestellt, aber auch hinterfragt werden (vgl. z.B. Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht 2021), können anleiten, Wohnforschung multiperspektivisch zu betreiben. Das kann keine Aufgabe einzelner Wissenschaftler:innen sein. Die Wohnforschung ist jedoch so gewachsen, dass die Analyse von differenzierten Formen und Bedingungen des Wohnens Ausgangspunkt sein kann, komplexe gesellschaftliche Verhältnisse und darin liegende intersektionale Ungleichheiten zusammenhängend aufzuzeigen und zu kritisieren. Dabei wird auch die Wohnforschung selbst stärker kontextualisiert und multiperspektivischer – am besten in kollektiven Denk-, Forschungs-, und Aktionszusammenhängen.

Literatur

- Alisch, Monika/Kümpers, Susanne (2020): Genderbewusste Sozialraumorganisation: Pflegebedürftigkeit im Alter als sozialräumliche Herausforderung. In: Sozialer Fortschritt 69,4, S. 241-261.

- Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht (Hrsg.) (2021): Handbuch Feministische Geographien – Arbeitsweisen und Konzepte. Opladen: Barbara Budrich.
- Bauhardt, Christine (2010): Wohnungsbau und Stadtentwicklung in Frankreich – Eine intersektionale Analyse stadträumlicher Segregation. In: Reuschke, Darja (Hrsg.): Wohnen und Gender. Theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte. Wiesbaden: VS, S. 89-116.
- Curran, Winifred (2017): Gender and Gentrification. London, New York: Routledge.
- Duncan, Simon/Edwards, Rosalind (Hrsg.) (1997): Single Mothers In International Context. Mothers Or Workers? London: Routledge.
- Frank, Susanne (2010): Gentrifizierung und Suburbanisierung im Fokus der Urban Gender Studies. In: Bauriedl, Sybille/Schier, Michaela/Strüver, Anke (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen: Erkundungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 26-47.
- Gibson-Graham, J.K./Cameron, Jenny/Healy, Stephen (2013): Take back the Economy. An Ethical Guide for Transforming Our Communities. Minneapolis, London: University of Minnesota Press.
- Gillespie, Tom/Hardy, Kate/Watt, Paul (2018): Austerity urbanism and Olympic counter-legacies: Gendering, defending and expanding the urban commons in East London. In: Environment and Planning D: Society and Space 36,5, S. 812-830.
- Glatter, Jan/Mießner, Michael (Hrsg.) (2021): Gentrifizierung und Verdrängung. Aktuelle theoretische, methodische und politische Herausforderungen. Bielefeld: transcript.
- Hayden, Dolores (1981): What Would a Non-Sexist City Be Like? Speculations on Housing, Urban Design, and Human Work. In: Stimpson, Catharine R./Dixler, Elsa/Nelson, Martha J./Yatrakis, Kathryn (Hrsg.): Women and the American City. Chicago, London: University of Chicago Press, S. 167-183.
- Holm, Andrej/Regnault, Valentin/Sprengholz, Maximilian/Stephan, Meret (2021): Die Verfestigung sozialer Wohnversorgungsprobleme. Entwicklung der Wohnverhältnisse und der sozialen Wohnversorgung von 2006 bis 2018 in 77 deutschen Großstädten. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung.
- Jones, Amanda/Teixeira, Carlos (2015): Housing Experiences of Single Mothers in Kelowna's Rental Housing Market. In: Canadian Journal of Urban Research 24,2, S. 117-137.
- Kemper, Jan/Vogelpohl, Anne (2020): Die sozial-unternehmerische Stadt: Gesellschaftliche Ungleichheit, Reproduktionskrise und Stadtpolitik in Hamburg. In: Geographica Helvetica 75, S. 221-233.
- Kern, Leslie (2010): Gendering reurbanisation: women and new-build gentrification in Toronto. In: Population, Space and Place 16,5, S. 363-379.
- Klie, Thomas (2017): Caring Community – Verständnis und Voraussetzungen moderner lokaler Gemeinschaftlichkeit. In: Coenen-Marx, Cornelia/Hofmann, Beate (Hrsg.): Symphonie - Drama - Powerplay. Zum Zusammenspiel von Haupt- und Ehrenamt in der Kirche Stuttgart: Kohlhammer, S. 119-130.
- Kunkel, Jenny (2017): Gentrification and the flexibilisation of spatial control: Policing sex work in Germany. In: Urban Studies 54,3, S. 730-746.
- Luke, Nikki/Kaika, Maria (2019): Ripping the Heart out of Ancoats: Collective Action to Defend Infrastructures of Social Reproduction against Gentrification. In: Antipode 51,2, S. 579-600.
- Markusen, Ann (1981): City spatial structure, women's household work, and national urban policy. In: Stimpson, Catharine R./Dixler, Elsa/Nelson, Martha J./Yatrakis, Kathryn (Hrsg.): Women and the American City. Chicago: University of Chicago Press, S. 20-41.
- Marquardt, Nadine (2013): Räume der Fürsorge. Regieren der Wohnungslosigkeit im betreuten Wohnen. In: Geographische Zeitschrift 101,3/4, S. 148-165.
- Martin, Deborah G. (2002): Constructing the 'Neighborhood Sphere': Gender and Community organizing. In: Gender, Place & Culture 9,4, S. 333-350.
- Monsen, Karen A./Blok, Jos de (2013): Buurtzorg: Nurse-Led Community Care. In: Creative Nursing 19,3, S. 122-127.
- Oschmansky, Frank/Kühl, Jürgen/Obermeier, Tim (2020): Das Ende des Ernährermodells. 07.01.2022].
- Reichle, Leon Rosa/Kuschinski, Eva (2020): Why housing is a feminist issue, oder warum die Wohnungsfrage feministisch zu stellen ist. In: Feministische Geo-RundMail,81, S. 33-36.
- Ritscher, Axel (2018): Hamburg will Beamte bei Wohnungssuche bevorzugen. <https://www.abendblatt.de/hamburg/article214498551/Hamburg-will-Beamte-bei-Wohnungssuche-bevorzugen.html>, [Zugriff: 07.01.2022].
- Schmidt, Katharina (2017): Ordinary Homeless Cities? Geographien der Obdach- und Wohnungslosigkeit in Rio de Janeiro und Hamburg. Hamburg: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg.
- Schrader, Kathrin (2013): Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen im Fadenkreuz von Repression und Gentrifizierung. In: Giebeler, Cornelia/Rademacher, Claudia/Schulze, Erika (Hrsg.): Intersektionen von race, class, gender, body - Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit. Opladen: Barbara Budrich, S. 187-204.
- Subrahmanyam, Niroopa (2021): Care for the Uncared (for): Slum Redevelopment and the Emerging Challenges of Accessing Care for the Urban Poor in Delhi. In: Gabauer, Angelika et al. (Hrsg.): Care and the City. Encounters with Urban Studies. New York, London: Routledge, S. 119-128.
- Warde, Alan (1991): Gentrification as Consumption: Issues of Class and Gender. In: Environment and Planning D: Society and Space 9,2, S. 223-232.
- Ye, Minting/Vojnovic, Igor (2020): The Diverse Role of Women in Shaping Hong Kong's Landscape of Gentrification. In: Urban Affairs Review 56,2, S. 368-414.

Nachrichten und Neuigkeiten

Vorstellung des AK Feministische Geographien Jena

Was haben Toiletten und Straßennamen mit feministischer Stadtplanung zu tun? Wie kann Wissenschaft feministisch gedacht und praktiziert werden? Welchen Perspektiven sollte in gesellschaftlichen Diskursen mehr Gehör verschafft werden? Wie können chancengerechte Räume entstehen?

Wir sind ein freier interdisziplinär aufgestellter Arbeitskreis, aus Studierenden und Lehrenden der Friedrich-Schiller-Universität. Gegründet haben wir uns im November 2021, aus der Motivation heraus, uns gemeinsam mit feministisch interdisziplinären Sichtweisen auseinanderzusetzen und gemeinsam auf gesellschaftspolitische Missstände aufmerksam zu machen. Diese wollen wir aus feministisch geographischen Perspektiven betrachten, analysieren, sichtbar machen und Handlungspraktiken erarbeiten. Dafür wollen wir verschiedene Ausdrucksformen und Methoden nutzen. Für

das laufende Jahr sind eine feministisch geographische Filmvorstellung, eine Ausstellung sowie eine Veranstaltungsreihe geplant.

Ihr habt auch Lust und/oder Interesse mitzumachen und Euch zu vernetzen? Dann schreibt uns eine kurze Mail an akfemgeo@uni-jena.de, wir freuen uns auf Eure Nachricht!

Unsere Ziele & Interessen kompakt:

- Projektangebote aus einer feministisch geographischen Perspektive
- von- & miteinander Lernen
- wissenschaftliche Arbeit aus einer feministisch geographischen Perspektive gestalten
- feministisch geographische Alltäglichkeiten aufdecken
- Schwerpunkte: Körper & Raum, Geschlecht, Rassismus/Kolonialismus, Care-Arbeit, Intersektionalität

Vernetzung Kritische Verdrängungsforschung

In der Gentrifizierungsforschung wurde lange konstatiert, dass im Zuge einer analytischen und empirischen Fokussierung auf die „Aufwertungsseite“ ein gewichtiger Themenkomplex systematisch verdrängt worden sei: Die Verdrängung insbesondere marginalisierter Bewohner:innen. Dies hat sich nun in den letzten Jahren deutlich geändert, und mit Blick auf Stadtentwicklung in Deutschland widmen sich vermehrt quantitativ wie qualitativ orientierte Studien der Verdrängung in ihren unterschiedlichen Ausprägungen. Außerdem sind gegenwärtig zahlreiche weitere Forschungen „in der Mache“ oder in Vorbereitung. Ausgangspunkt ist ein Verständnis von Verdrängung in ihren unterschiedlichen Dimensionen als zentral für Gentrifizierung und urbane Ungleichheiten.

Diese Auseinandersetzungen, und wie sie zu begreifen, zu untersuchen und in akademisch-aktivistischen Kollaborationen zu verändern sein könnten, standen im Mittelpunkt der selbst organisierten Workshopreihe *Kritische Verdrängungsforschung*. Die Termine der Workshop-Reihe, an denen in wechselnden Konstellationen zwischen 15 und 35 Forscher:innen, Aktivist:innen und Studierende teilnahmen, fanden am 05.11.21, 19.11.21, 10.12.21 sowie 14.12.21 online via Zoom statt. Ziel ist es gewesen, Reflektionen und Austausch über theoretische Konzeptionen, methodische Zugänge, empirische Befunde und forschungspolitische

Herausforderungen einer kritischen Verdrängungsforschung ortsübergreifend und interdisziplinär in einem möglichst hierarchiefreien Raum und barrierearmen Format (auch während der Pandemie) zu ermöglichen. Im ersten Block der Reihe tauschten wir und uns zu konzeptionell-theoretischen Fragen zum Thema Wohnen aus, im zweiten Block zu method(olog)ischen Fragen und forschungspraktischen Herausforderungen im Feld und im dritten Block zu (forschungs)politischen Positionen, also wie Aktivismus und Forschungspraxis strategische politische Allianzen gegen Verdrängung bilden können. Der letzte der vier Termine fand als Vortrag mit anschließendem Gespräch statt (beides auf Englisch). Bahar Sakizlioglu hat einen Input zu „Revisiting Displacement and Social Reproduction Nexus: A Feminist Ethnography of Gendered Dispossessions in Gentrifying Tarlabasi, Istanbul“ gehalten.

Auf dem Austausch im Rahmen der Workshopreihe aufbauend, möchten wir dazu einladen, zu überlegen, wie ein interdisziplinärer und ortsübergreifender Austausch rund um kritische Verdrängungsforschung „from below“ fortgeführt und über lokale Zusammenschlüsse hinaus fruchtbar intensiviert werden kann. Diesem Zweck dient der eingerichtete Emailverteiler:

<https://lists.riseup.net/www/info/krit-verdraengungsforschung>

Vernetzung Feministische Wohnforschung

Wie schon im Editorial angekündigt, wollen wir den Austausch und die Diskussionen im Themenbereich der Feministischen Wohnforschung gern weiterführen. Wenn ihr Interesse an der Mitarbeit bspw. im Rahmen einer sich

regelmäßig treffenden Arbeitsgruppe habt, schreibt uns gern eine Mail (zu finden unter „Die Herausgeber:innen stellen sich vor“). Unser erstes Treffen wird dann voraussichtlich im Rahmen des Vernetzungstreffen Feministische Geographien (siehe unten) stattfinden.

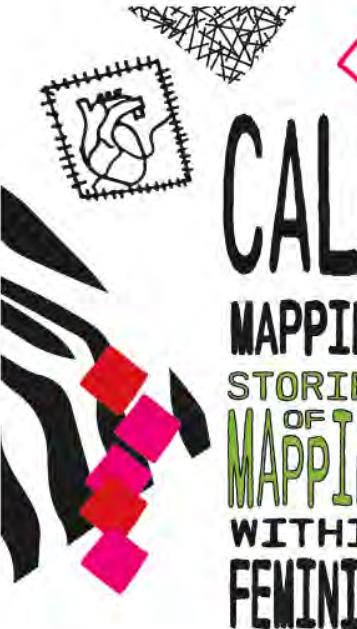
Tagungen & Veranstaltungen

- **Vernetzungstreffen Feministische Geographien**, 28.-30. April 2022, Berlin
<http://kritische-geographie-berlin.de/?p=1779>
- **Recht auf Stadt Forum 2022**, 10.-12. Juni 2022, Jena (Kulturzentrum "Kassablanca")
<https://rechtaufstadtjena.noblogs.org/>
- **Pre-Conference der IGU-Gender Commission**, 14.-15. Juli 2022, Barcelona
- **Veranstaltungen der Gender Commission im Rahmen der IGU 2022**, 18.-22. Juli, Paris
<https://igugender.wixsite.com/igugender/copy-of-events-1>



© Tabea Latocha

Nächste Feministische Geo-RundMail: Ausblick und Aufruf



CALL MAPPING STORIES OF MAPPING WITHIN FEMINIST GEOGRAPHY

LIEBE ALLE,

für die 89. Ausgabe unserer geliebten Feministischen GeoRundmail laden wir zu kurzen Beiträgen rund um das Thema **Feministische Kartographien** ein. Unter dem Motto **“Mapping Stories of Mapping within Feminist Geography”** rufen wir dazu auf, mit uns zu teilen, was ihr gerade so kartiert, kartiert habt oder gerne mal kartieren würdet, wenn ihr die Zeit, Muse oder die Mittel dazu hättest und wie dies mit eurer Praxis als feministische Geographien zusammenhängt. Wir freuen uns auf eure Überlegungen dazu wie Themen von einer Kartierung profitieren können, oder Gedanken darüber was auf keinen Fall kartiert werden sollte; warum ist die Methode notwendig oder überflüssig; was könnten Prozesse und Ergebnisse sein? Eine Story kann von einer methodologischen Einsicht, einer Erfahrung, einem Gedanken, einem Lieblingsrätsel, einem ernsthaften Zweifel, einem Ergebnis oder einer Abrechnung handeln. Buchbesprechungen und Hinweise auf bestimmte Debatten oder Fallstricke und Tricks sind sehr willkommen.

Das Wiederaufleben der Kartographie als Methode in der Geographie, in das viele von uns auf unterschiedliche Weise bereits involviert sind, motiviert uns, diese Ausgabe mit dem Fokus auf Feministische Kartographien zusammenzustellen. Wir freuen uns darüber, mit der GeoRundmail die Möglichkeit zu haben, kreativen Ausdrucksformen Nachdruck zu verleihen, weshalb wir hiermit *keinen Call for Papers*, sondern einen *Call for Patches* formulieren.

Das Format der Patches ermöglicht es uns, verschiedene Mapping Stories zu einer **Collage Map** zusammenzufügen. Jedes Patch besteht aus einem **21 cm x 21 cm** großen Quadrat (A4, ist 21 cm x 29 cm groß) und bietet Platz, um eine Mapping-Story oder eine gemappte Story zu erzählen. Wie ihr euch mit einem Patch auszusetzen setzt, aus welchem Material es besteht, wie es gestaltet ist oder welche Inhalte es hervorhebt, bleibt euch überlassen: ihr könnt es **stricken, nähen, kleben, malen, summen, zeichnen, singen und wenn es sein muss, auch in Worte fassen**. Wir freuen uns, falls nötig, über einen zusätzlichen Text zur Kontextualisierung eures Patches oder ihr schickt uns einfach das Patch selbst mit all euren Gedanken darauf zu.

Wichtige Facts:

- Einsendeschluss ist der 15. März
- Bitte reicht einen Patch bis zum 15. März digital oder postalisch ein: mappingstories@gmx.de oder an Katrin Singer (Institut für Geographie, Raum 734, Bundesstr. 55, 20146 Hamburg)
- Bitte beachtet die Größe des Patches: 21 cm x 21 cm. Begleittexte sind erlaubt, können aber möglicherweise nicht vollständig berücksichtigt werden.
- Bilder und Fotos sollten idealerweise als hochauflösendes JPG, digitale Illustrationen und Karten im eps-Format (mit eingebetteten Schriften) geliefert werden. Generell gilt, dass die gelieferte Bildqualität die Druckqualität bestimmt. Bilder sollten eine Auflösung von 300 dpi haben. Bei Grafiken sollte die Linienstärke mindestens 0,5 pt betragen. Wenn Farbbilder benötigt werden, sollten sie im CMYK-Farbmodus (Druck) und RGB-Farbmodus (digital) geliefert werden. Aber keine Sorge, wir können euch bei diesen technischen Fragen jederzeit helfen.
- Wenn ihr das Gefühl habt, dass euer Patch nicht ohne weitere Erklärungen für sich selbst stehen kann, könnt ihr einen zusätzlichen Patch mit Erläuterungen einreichen.
- Wir freuen uns über Patches in Englisch und Deutsch, aber auch in Portugiesisch, Spanisch und Hindi.

Für weitere Fragen und Interessensbekundungen wendet euch bitte per E-Mail an uns: mappingstories@gmx.de.

HAPPY MAPPING!
SAUMYA PREMCHANDER, KATHARINA SCHMIDT AND KATRIN SINGER

**Deutsche
Version
auf der
nächsten
Seite.**



CALL MAPPING STORIES OF MAPPING WITHIN FEMINIST GEOGRAPHY

DEAR ALL,

For the 89th issue of our beloved Feminist GeoRundmail, we invite short contributions around the topic of **Feminist Cartographies**. Under the heading of **“Mapping Stories of Mapping within Feminist Geography”** we invite you to share with us what you are mapping, what you have mapped, what you would map if you had the time, and how this relates to your praxis as feminist geographers. We look forward to reflections on topics that might benefit from the treatment of mapping, or thoughts on what absolutely does not need to be mapped; why is the method necessary, or extraneous; what might the processes and outcomes be. Your story may be about a methodological insight, or an experience, a thought, a pet peeve, a serious doubt, or a rant. Book reviews, and attention to particular debates, or conundrums are most welcome.

We are motivated to compile this issue by the resurgence of mapping as a method, in which many of us are invested in different ways. We are also excited by the possibility of more creative modes of expression, which is why we are **Calling not for papers** but for **Patches**.

The format of patches allows us to bring different Mapping Stories together into a final **Collage Map**. Each patch consists of a **21 cm x 21 cm** square (A4 is 21 cm x 29 cm) providing space to share your mapping story or your mapped story. How you engage with your patch, what material it is made of, how it is designed so that content it highlights is up to you: You can **knit it, sew it, glue it, paint it, hum it, tape it, draw it, sing it, and if you really must, you can write it**. We welcome some additional text on how to contextualize your patch, if it needs it, or you can just send us the patch itself, with all of your thoughts on it.

Important Stuff:

- Deadline: 15 March
- Please submit your patch digitally or old school (post) until March 15 to mappingstories@gmx.de or Katrin Singer (Institut für Geographie, Raum 734, Bundesstr. 55, 20146 Hamburg)
- Please respect the size of the Patch: 21 cm x 21 cm. Supporting text is allowed- but we may not be able to include all of it.
- Images and photos should ideally be delivered as high-resolution JPGs, digital illustrations and maps in eps format (with embedded fonts). In general, the image quality you provide determines the print quality. Images should have a resolution of 300 dpi. For graphics, the line width should be at least 0.5 pt. If colour images are required, they should be supplied in CMYK colour mode (print) and RGB colour mode (digital). But do not worry we can help you with these technicalities at any time.
- If you feel like your patch will not stand for itself without any explanation you can hand in an additional patch including clarifications.
- We welcome patches in English and German; also Portuguese, Spanish and Hindi.

For further questions and indications of interest please send an e-mail to the issue editors Saumya Premchander, Katharina Schmidt, and Katrin Singer (mappingstories@gmx.de).

HAPPY MAPPING!
SAUMYA PREMCHANDER, KATHARINA SCHMIDT, AND KATRIN SINGER

57

Impressum

Die feministische Geo-RundMail erscheint vier Mal im Jahr. Inhaltlich gestaltet wird sie abwechselnd von Geograph:innen mit Interesse an Genderforschung in der Geographie, die (fast alle) an verschiedenen Universitäten des deutschsprachigen Raums arbeiten. Beiträge und Literaturhinweise können an die aktuellen Herausgeber:innen gesandt werden. Deren Kontakt ist dem oben stehenden Ausblick sowie dem jeweils aktuellen Call for Papers für die nächste Ausgabe zu entnehmen.

Aktuelle Nummern, Call for Papers und Archiv sind verfügbar unter:

<https://ak-feministische-geographien.org/rundmail/>

Neu-Anmeldung und Änderung der Mailadresse unter
<http://lists.ak-geographie-geschlecht.org/mailman/listinfo/rundmail>